

Kaukasische Post

Ercheint jeden Sonntag.

Preis der Einzelnummer in Tiflis 10 Kop. auswärts 12 Kop.

Bezugspreis in Tiflis: 5 Rub. jährl., 2 Rub. 50 Kop. halbjährl., 1 Rub. 25 Kop., vierteljähr. Mit Zustellung durch die Post: 6 Rub. jährl., 3 Rub. halbjährl., 1 Rub. 50 Kop. vierteljähr.

Anzeigen: Die dreigespaltene Zeile oder deren Raum kostet: vor dem Text 20 Kop. hinter demselben, d. h. im Anzeigenteile 10 Kop. Bei Wiederholung wird Rabatt gewährt.

Annahme von Bezugsgeldern u. Anzeigen: Tiflis, in der Redaktion.

- Von Bezugsgeldern außerdem:
1. Bobylew, Lampenhandlung am Alexander-garten.
 2. Auffermann, Niederlage, Sandstraße.
 3. Im Deutschen Verein.

Die Redaktion befindet sich Golowinsky Prosp. № 12 Haus Mdivani im Hofe.

Sprechstunde der Redaktion täglich von 6—7 Abends.

Annahme von Bezugsgeldern und Anzeigen:

Wladikawka, bei Frau Elisabeth Seidel, Apothekerwarenhandlung d. Herrn G. Seidel.
Batumi, bei Herrn Provisor Anthen, Apotheke Pietkiewitsch.

N^o II.

Sonntag den 27. August (9. September) 1906.

I. Jahrgang.

Der Bezugspreis der „Kaukasischen Post“

beträgt in Tiflis

für 1 Monat R. — K. 50. || für 6 Monate R. 2 K. 50.
" 2 " " 1 " — || " 12 " " 5 " —
" 3 " " 1 " 25. || " 12 " " 5 " —

Vom 1. August bis zum 31. Dezember R. 2 K. 10.

Auswärtige zahlen außerdem für jedes Vierteljahr 25 Kopeten Postporto.

Diejenigen Abonnenten, deren Bezugszeit am 15. September abläuft, werden um baldige Erneuerung des Abonnements gebeten, damit in der Zustellung der Zeitung keine Unterbrechung eintritt.

Am 23-ten d. M. erlag seinen Wunden unser Landsmann, der Kaufmann

MAX SOMMER

aus Danzig im Alter von 35 Jahren.

Tag und Stunde der Beerdigung werden in den Tageszeitungen angezeigt werden.

Die deutschen Reichsangehörigen in Tiflis,

Dr. K. Schachmuradoff.

NERVENARZT (ELECTROTHERAPIE, MASSAGE)

Sprechst. Vorm. 11—12. Nachm. 5—6.

Olginskaia № 11. Telefon 1052. 10—10

Otto Heine

Zahnärztl. Atelier für künstliche Zähne. Plombieren und Behandlung sämtlicher Zahnkrankheiten.

Čka Kirotschnaja und Welikotnjashestaja. (10—9)

Politische Rundschau.

Inland.

Zur Lage nach außen ist zunächst festzustellen, daß alles Liebeswerben des Ministerpräsidenten Stolypin bei der öffentlichen Meinung Frankreichs keinen Erfolg aufweist. Seine Erklärung, das Programm des Ministeriums bleibe trotz aller scheinbaren Reaktion liberal; gegen Bräuben und den Terror gebe es aber wirklich nur ein Mittel: Die Anwendung der Gewalt; der Übergang zur gesetzmäßigen Ordnung werde vorbereitet; die Berufung der Reichsduma sei nur für so lange aufgeschoben, bis die erforderlichen Gesetzentwürfe ausgearbeitet sein würden u. s. w., — fertigt der „Temps“ scharf ab, indem er schreibt: „Das Gesetz verlegen, am andern Achtung vor dem Gesetze beizubringen, das ist der erste Irrtum des Herrn Stolypin, aber nicht sein einziger. Man fühlt, daß der Minister sich bemüht, seine politische Theorie ungeschminkt auszusprechen, und man ist betroffen von der Begrenztheit seines Blicks. Gewiß ist es die Aufgabe der Regierung, Ordnung zu schaffen, aber wem soll diese zu gute kommen? Diese Frage hat Herr

Stolypin sich augenscheinlich noch nicht vorgelegt. Die Ordnung kann nur das Wohlbefinden der Bürger zum Gegenstande haben, die Bürger müssen aber auch das Recht der Kontrolle haben. Herr Stolypin hat als Minister des Innern lediglich zur Unterdrückung dieses Rechtes beigetragen. . . . Das ist ein Liberalismus, welcher die Freiheit zur Zwangsarbeit verdammt!“ —Aber auch die öffentliche Meinung Deutschlands wendet sich jetzt gegen die Politik Stolypins. So lesen wir selbst in der „Kreuz-Zeitung“, deren äußerst konservative Richtung von niemandem bezweifelt werden dürfte: „Graf Heyden und seine Parteigenossen verlangten sofortige Reformen, um den guten Willen der Regierung zu zeigen, während Stolypin längere Zeit dazu für nötig hielt. Wir stehen nicht an zu erklären, daß, wenn dies einer der Konfliktspunkte gewesen ist, sich die Parlamentarier als die praktischeren Politiker erwiesen haben. Vertrauen zu der Regierung des Kaisers kann erst dann Platz greifen, wenn man nicht nur, wie geschehen, ehrlich erklärt, daß man an einer Wiederherstellung des früheren Systems skandalöser und willkürlicher bürokratischer Routine nicht mehr denkt, sondern wenn man dieser Erklärung auch ohne Zögern die entsprechenden Taten folgen läßt... Wenn Stolypin Zeit verlangt und inzwischen bis zum Zusammentritt der neuen Reichsboten nur reformerische Gesetzentwürfe ausarbeiten will, um sie der Duma vorzulegen, so kann diese Politik des Zauderns für ihn und sein Kabinett leicht verhängnisvoll werden. Aber erklärlich ist sie, da der Premier bei allem guten Willen und trotz seiner westeuropäischen Bildung sich von den Überlieferungen der russischen Beamtenenschaft natürlich nicht losmachen kann. Nach diesen ist aber ein schnelles Arbeitstempo nicht möglich, sondern jedes Ding, ob gut oder schlecht, will Weile haben. Dabei ist der Einwand nicht zutreffend, daß so wichtige Fragen, wie die in Rede stehenden, nicht von heute auf morgen entschieden werden können. Viele Fragen sind längst spruchreif; die nötigen Reden sind gehalten, die Erhebungen veranstaltet, die Memoranden für und wider verfaßt worden, und es erübrigt nur noch der Entschluß, der nicht mehr Zeit zu beanspruchen braucht, als eine Abstimmung im Parlament. Warum kann nicht der Grundsatz der religiösen Gewissensfreiheit sofort verwirklicht werden? Es sind dazu nur die Paragraphen des Strafgesetzes zu sammeln, in denen alle möglichen Handlungen für Verbrechen gegen die Staatskirche erklärt werden, und sie einfach aufzuheben... Leicht ließe sich eine ganze Reihe weiterer Maßregeln aufzählen, deren Verwirklichung ohne „tiefgründige“ Erwägungen stattfinden kann, die aber sehr beruhigend wirken würden. Wenn man statt dessen wieder Kommissionen einsetzt und nur Entwürfe ausarbeitet, so erscheint man vor der neuen Duma mit leeren Händen, wie vor der ersten, und ist der Gefahr ausgesetzt seine Vorschläge zerpfückt zu sehen und endlose Vorwürfe anzuhören, ohne daß die Sache gefördert wird“. Den Schluß dieses Artikels bildet eine berechtigte Kritik der „verfehlten Maßnahmen der Regierung zwecks Unterdrückung der Anarchie, den wir übergehen können, da er wesentlich neues nicht bietet.—Der diplomatische Konflikt zwischen Rußland und Bulgarien, der nunmehr als beigelegt gelten darf, hatte, wie die Zeitung „Dko“ berichtet, seinen Grund in den russischen Wirren und in Sympathieumgebungen, die aus diesem Anlaß in Sophia (Hauptstadt von Bulgarien) erfolgt waren. Nach dem Vorbilde anderer Städte des Auslandes war hier gleichfalls ein Meeting geplant worden.

Ein Artikel der „Wetschernaja Putschta“, der heftige Ausfälle gegen das alte Regime in Rußland enthielt, forderte die Leser auf, jenes Meeting recht zahlreich zu besuchen. Der russische diplomatische Vertreter N. N. Schtscheglow sah die Sache durchaus nicht gleichgültig an und ersuchte den bulgarischen Minister des Äußern, Schritte gegen das geplante Meeting und jenen Zeitungsartikel zu tun. Der Minister Petrow antwortete ausweichend. Das Meeting fand statt, es wurde in den Reden auf die Strafexpeditionen in den Ostseeprovinzen, auf dem Kaukasus und in Sibirien zc. hingewiesen und eine Resolution gefaßt, welche den Kämpfern für die Freiheit in Rußland die wärmsten Wünsche der Versammlung bekundete und einen Protest gegen die Repressalien der Amtsgewalt enthielt. Die Sache hatte dann noch das Nachspiel, daß der Schriftwechsel des russischen diplomatischen Vertreters mit dem bulgarischen Minister des Auswärtigen, der zugleich Ministerpräsident ist, in vollem Wortlaut abgedruckt wurde. Dies gab dann den Anlaß zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen beider Länder, hernach bedachte sich die bulgarische Regierung eines Bessern, indem sie Versprechungen gab, daß in Zukunft ähnliche Vorgänge, wie sie oben geschildert worden, sich nicht wiederholen würden.—Die politischen Kreise Schwedens sind sehr aufgebracht darüber, daß Rußland, zuwider den Bestimmungen des Pariser Friedens die Mands-Inseln (südwestlich von Finnland, nahe der Ostküste von Schweden, in der Ostsee, dem Eingange in den Baltischen Meerbusen, an der Stelle, wo dieser mit dem Finnischen Meerbusen zusammenfließt, vorgelagert) militärisch zu besetzen sich anschickt. Von russischer Seite wird behauptet, daß man die militärischen Veranstaltungen auf den genannten Inseln, die bloß den Zweck verfolgen, dem Waffenschmuggel nach Finnland und Rußland ein Ende zu setzen, in kurzem rückgängig machen werde. In Stockholm glaubt man jedoch, daß die Russen sich für einen längeren Aufenthalt auf den Inseln einrichten, worauf u. a. der Umstand hindeute, daß russisch sprechende Polizei gegen Mitte Oktober in Bomarsund eintreffen soll. Wir wollen zur näheren Erklärung des Unwillens der schwedischen Regierung bemerken, daß eine besetzte Militär- und Marinestation auf den Mands-Inseln allerdings Stockholm, die Hauptstadt Schwedens, bedrohen müßte, weswegen auch seinerzeit Rußland die Verpflichtung übernahm, eine solche auf den genannten Inseln nicht anzulegen. Daß dieser Zwischenfall zu ernstern Verwicklungen führen werde, ist kaum anzunehmen, zumal Frankreich und England angeblich darein gewilligt haben, daß Rußland die Bestimmung des Pariser Friedens übersehe.—Über einen demnächst abzuschließenden Handelsvertrag mit Japan weiß der „Dwadzaty Wef“, wie wir einer Wiedergabe der „Saratower Deutschen Zeitung“ entnehmen, folgendes zu berichten: „Im Ministerium des Äußeren wurden unter dem Vorsitz des Ministers die Sitzungen der russischen und japanischen Bevollmächtigten zwecks Abschlusses eines neuen Handels- und Schifffahrtsvertrages zwischen Rußland und Japan eröffnet. Japan hat eine ganze Reihe so wichtiger Veränderungen im Entwurf vorgenommen, daß sich ihre Folgen nicht so ohne weiteres übersehen lassen. Sollten die verschiedenen Wünsche der Japaner nach jener Richtung verwirklicht werden, so dürfte das von schweren Folgen für das Küstengebiet Rußlands im fernen Osten werden. Vom Ausgang der Verhandlungen hängt das Sein oder Nichtsein des russischen Handels im fernen Osten ab. So wird eine



Reihe von Flüssen, welche laut dem Vertrage mit der Mandshurei zur russischen oder chinesischen Einflußsphäre gehören, demnächst japanisch werden, falls Rußland den Forderungen Japans nachgibt. Wenn es aber den Japanern gelingt, die Flüsse der Mandshurei in ihre Einflußsphäre zu ziehen, so wird man in zwei bis drei Jahren kein einziges russisches Schiff auf den mandshurischen Flüssen mehr antreffen und wird der ganze Handel in die Hände der Japaner übergehen, denn bei ihren billigen Frachten und Tarifen ist an gar keine Konkurrenz zu denken. Auch in den Zollsätzen haben die Japaner sehr wesentliche Abänderungen vorgenommen, die natürlich ihren Vorteil im Auge haben. Zudem verlautet aus guter Quelle, daß sich der Minister des Auswärtigen vielen Forderungen der Japaner geneigt zeigt. Da der Abschluß dieses Vertrages über das Sein oder Nichtsein des russischen Handels entscheidet, so wäre es zu wünschen, daß mit etwas mehr Vorsicht und Sachkenntnis in diesen Spezialfragen vorgegangen würde. Bisher war es Sache des Finanzministeriums gewesen, die Handelsvertragsverhandlungen zu führen, späterhin gehörte es zu den Obliegenheiten des Ministeriums für Handel und Industrie. Im vorliegenden Falle liegt eine Ausnahme vor, weil der Minister des Auswärtigen rechtzeitig darum nachgesucht hat, die Verhandlungen in seinem Ressort führen zu dürfen, da dem Handelsministerium damals der Leiter fehlte. Allerdings ließe sich anführen, daß auch in einzelnen europäischen Staaten die Handelsvertragsverhandlungen vom Auswärtigen Amte geführt werden, doch liegt die ganze Sache auch dort völlig anders. Die betreffenden Entwürfe werden von Spezialisten und Vertretern des Handels und der Industrie sehr sorgfältig ausgearbeitet, worauf ein dergartiger Entwurf meist noch von einer Parlamentskommission durchgesehen und verbessert wird, bis er endlich ins Auswärtige Amt gelangt, dem nur einige Hinweise gegeben werden, in welchem Sinne die Verhandlungen zu führen sind. Mit der Ausarbeitung des Handelsvertrages hat der Minister des Auswärtigen im Auslande nichts zu tun. Zurzeit besitzen wir kein Parlament, das den Entwurf kritisch prüfen könnte, auch hat keiner etwas davon gehört, daß Spezialisten oder Vertreter des ostasiatischen Handels und der Industrie an der Ausarbeitung des Entwurfs teilgenommen hätten. Allerdings hat das Handelsministerium die Möglichkeit auf den Charakter des Vertrages durch zwei seiner Vertreter einzuwirken, während es eigentlich Herr der Lage sein müßte. Hieraus läßt sich schließen, daß der neue Handelsvertrag höchstwahrscheinlich zu unseren Ungunsten ausfallen und das Schicksal unseres ohnehin recht unbedeutenden Handels dem Messer der Japaner ausgeliefert werden wird.

— Aus **China** wird gedrahtet: „Die Kaiserin-Witwe ruft eine aus den höchsten Würdenträgern zusammengesetzte Konferenz ein, um die Frage der Einführung der Konstitution einer Beratung zu unterziehen. Die aus Europa zurückgekehrten Kommissäre, welche sich mit den Einrichtungen der europäischen Staaten bekannt gemacht haben, sprachen sich für einen allmählichen Übergang zu einer konstitutionellen Regierungsform aus, der sich auf 10. bis 15. Jahre erstrecken soll, um das Volk für die neue Form politisch zu erziehen.“ — Sollte auch das „Land der Mitte“ eine konstitutionelle Regierung bekommen, so wäre ein Zusammenschluß der beiden Reiche — China und Japan — mehr als wahrscheinlich und würde damit zugleich die „gelbe Gefahr“ in eine neue Phase treten. Als zunächst benachteiligtes Staatswesen

würde Rußland in Frage kommen. Unsere asiatischen Besitzungen könnten uns leicht entrisen werden, es sei denn, daß unsere Diplomaten dieser Wahrscheinlichkeit zu begegnen wüßten. — Zur Regierungsreform in **Persien** äußert sich Professor Bamberg im „Pester Lloyd“ folgendermaßen: „Es handelt sich hier ganz einfach um ein Trugspiel, durch das der an die Stelle des abgesetzten Großveziers getretene oberste Würdenträger Europa Sand in die Augen streuen will, um die Sympathien des freigesinnten Abendlandes zu gewinnen. Man hofft nämlich, durch die Verkündung einer neuen Aera unsere Kapitalisten und Industriellen günstiger zu stimmen und wenigstens so viel Interesse wachzurufen, daß Persien in der Zukunft nicht ausschließlich der Spielball zwischen Rußland und England sei. Dies geschieht namentlich im Hinblick auf die an die Grenzen Franz immer näher heranrückenden Schienenstränge, durch die die Kommunikation in östlicher Richtung von Indien über Kuschki nach Seistan, vom Norden vom Araxes nach Täbriz und vom Westen durch die Bagdadbahn erleichtert werden wird. Man setzt besonders große Hoffnung auf das durch die Bagdadbahn in den Vordergrund tretende Deutschland und auf die am Bosphorus und in Marokko dokumentierten moslemischen Sympathien des deutschen Kaisers.“ — Vorstehendes Urteil weicht von vielen zuversichtlichen Preßstimmen des In- und Auslandes so bedeutend ab, daß wir es unseren Lesern nicht vorenthalten wollten. Im Übrigen verweisen wir auf die weiter unten gebrachte Korrespondenz aus Teheran, welche die Ereignisse in Persien auch in einem weniger rosigem Lichte schildert.

Zur **innern Lage**. — Ein und ein halber Monat sind seit Auflösung der Reichsduma ins Land gegangen; aber kein unparteiischer Beobachter der Vorgänge ringsum wird behaupten wollen, daß sich die Verhältnisse bei uns irgendwie gebessert hätten. Weder ist die Ordnung wiederhergestellt, noch hat die Regierung irgendwelche Reformen durchgeführt. — „Beschleunigung der Einberufung der neuen Duma“ — ist nach Anlicht der linksstehenden Presse das alleinige Heilmittel gegen das Uebel der **Anarchie**, das von oben und von unten immer deutlicher zutage trete. In den Ereignissen der letzten Zeit in Polen sieht die „Strana“ einen klaren Beweis dessen, wie hinfällig selbst die energischsten Maßnahmen: „Ausnahmestand und Kriegsvollmachten“ seien. Der „Towarischtsch (die frühere „Rascha Shisn“) spricht sich in demselben Sinne aus und fügt dann hinzu: „Je schneller die Wahlen stattfinden und dem Volke die Möglichkeit geboten wird, sich mit den Vorbereitungen zu denselben zu beschäftigen, um so leichter wird es sein, das erregte Meer des Volksunwillens zu beschwichtigen.“ — Aber auch die konservative „Nowoje Wremja“, die seit der Auflösung der Duma von der Regierung nur „energische Maßnahmen, „Ausrottung des Unkrauts“ u. s. w. verlangte und den Standpunkt: „erst Ruhe, dann Reformen“ vertrat, scheint eingesehen zu haben, daß auf diese Weise das Land dem Abgrund nur immer näher gebracht wird. Auch sie fordert vom Kabinett Stolypin Fühlungnahme mit der friedlichen Bevölkerung, denn „allein, ohne Mithilfe der Gesellschaft, sei die Regierung nicht imstande, die erwünschte Beruhigung zu schaffen.“ Nur die reaktionäre „Musk. Wjed.“ sehen die Möglichkeit der Rettung Rußlands durch andere Mittel. „Das russische Volk braucht keine Duma. Die Duma brauchte nur Graf Witte, alle äußeren Feinde Rußlands, alle russischen, oder richtiger gesagt, jüdischen Revoluti-

onäre und alle Separatisten der Grenzgebiete.“ Als Rettung vor der Duma empfiehlt Herr Gringmuth, nur „wahrhaft russische Männer“ zu Abgeordneten zu wählen—allerdings das beste Mittel, um die Duma für ewige Zeiten zu diskreditieren. Doch die „Mosk. Wjed.“ haben noch ein anderes Rettungsmittel. Das Blatt schlägt vor, die „Verräter“ ins Ausland z. B. nach Japan auszuweisen. Sie sollen „ihr Glück in den uns am feindlichsten gesinnten Staaten probieren z. B. in Japan“. „Fürst Urussow könnte dort als geschickter Spion Verwendung finden, Herr Kutler könnte unseren guten Nachbarn einen Entwurf zur Aufteilung Rußlands vorlegen, N. N. Lwow könnte die von ihm dressierten Verschwörer zur Verfügung der japanischen Regierung stellen u. s. w. . .“ „Und wer soll in Rußland bleiben?“—fragt die Libauer Zeitung, der wir bei Wiedergabe dieser Presstimme gefolgt sind.—Zur **Tätigkeit des Kabinetts Stolypin** weiß die „Now. Wremja“ zu berichten, daß demnächst ein Programm veröffentlicht werden soll. Sämtliche Ministerien sollen an diesem beteiligt sein: das Handelsministerium mit einem Arbeitergesetz, das Finanzministerium mit einem Projekt der Regelung der Steuern und Abgaben, das Ackerbauministerium mit dem Agrarprojekt, das Ministerium der Volksaufklärung mit dem Projekt des allgemeinen Schulunterrichts, das Ministerium des Inneren mit einem Projekt über die örtliche Selbstverwaltung. Sogar der hl. Synod soll sich an der Reformarbeit beteiligen. Zum 1. September soll jedes Ressort sein Sonderprogramm einreichen. Die Verwirklichung des Programms wird unter keinen Umständen vor Einberufung der Duma erfolgen. Bis dahin wird das Volk aufgefodert Ruhe zu halten.—Die **Hofreise** verfolgen auch weiterhin eine abwartende Politik. Sie sind bestrebt, wie ein ausländisches Telegraphenbureau mitteilt—(wir geben diese Nachricht gleichfalls nach der „Libauer Zeitung“ wieder)—nur das Mindestmaß dessen zu bewilligen, was durch die Umstände geboten erscheint, und die Verantwortung für die Mißerfolge dieser Politik auf einzelne Personen, die Minister, abzuwälzen. Stolypin sei nicht deshalb zum Ministerpräsidenten ernannt worden, weil man ihm besondere Verdienste oder Talente beimäße, sondern weil er seine Zustimmung zur Auflösung der Reichsduma gegeben hatte und den Auflösungsbefehl gegenzeichnete, d. h. die Verantwortung für die Folgen auf sich nahm. Die Hofpartei wollte den Versuch machen, zeitweilig das Land ohne Volksvertretung zu regieren. Stolypin ist der Premierminister für die Uebergangszeit, die durch jenen Versuch eingeleitet wurde. Anfangs war die Hofpartei sehr zufrieden mit dem Verlauf der Dinge nach der Auflösung der Reichsduma. Doch wich die Zufriedenheit unter dem Einfluß der Meutereien und der Wirren im Lande sehr bald der Besorgnisse die Frage der Heranziehung von Vertretern der gemäßigten Parteien bleibt auf der Tagesordnung. Die Hofreise würden es gern sehen, wenn die Partei der friedlichen Erneuerung ein Einvernehmen mit der k.-d. Partei schloße, denn man hält die erstere Partei allein nicht für eine Gewähr des Erfolges. Aus dem Einvernehmen jener zwei Parteien soll die Grundlage für die Bildung eines neuen Kabinetts gewonnen werden. Es stehe fest, daß man in Hofkreisen durchaus die Bildung eines Kabinetts aus Nichtbureaukraten wünscht und dieses Kabinett noch vor dem Zusammentritt der neuen Reichsduma bilden möchte, um auch diesen Versuch gemacht zu haben, der für weniger gefährlich angesehen wird, als die Bildung eines

solchen Kabinetts zur Zeit der Eröffnung der Reichsduma. *Nach dem „Towarischtsch“ werden bestimmt die Verhandlungen mit Parteimännern wieder aufgenommen werden. Auf den Konferenzen in Krassnoje Sselo werden die Namen A. Gutschkow und G. Lwow (Tula) viel genannt. Im Falle eines Erfolges dieser Verhandlungen wird wahrscheinlich Schipow Premierminister werden, obwohl man in Hofkreisen einen bureaukratischen Premierminister lieber sehen würde.—Eine allrussische Konferenz der Mitglieder der **Partei der friedlichen Erneuerung** soll, den „Birsh. Wjed.“ zufolge, im September in Petersburg abgehalten werden.—Das Zentralkomitee des Verbandes vom 17. Oktober ist, wie man dem „Now. Wr.“ aus Moskau telephonisch meldet, gegenwärtig beschäftigt mit einer vergleichenden Gegenüberstellung des Programms der Partei der friedlichen Erneuerung mit dem neuen Programm des Verbandes. Diese Arbeit soll Klarheit darüber schaffen, in welchen Punkten die Programme übereinstimmen, und in welchen sie von einander abweichen. Die Materialien zur Frage der Umschaffung des Programms und der Verschmelzung mit der Partei der friedlichen Erneuerung werden jetzt an alle 160 Abteilungen des Verbandes versandt, damit sie sich an Ort und Stelle mit ihnen bekannt machen.—Zum **Verhalten der Gesellschaft** liefert der Petersburger Berichterstatter den „Rossischen Zeitung“ einen interessanten Beitrag betreffend die Tätigkeit des sogenannten „**Militärbundes**.“ Diesem Geheimbunde, der die politische Polizei in Moskau unlängst aufgedeckt haben will, werden die in Rußland sich abspielenden Armeee- und Marinerevolten zugeschrieben. Der hingerichtete Leiter des Sjewastopoler Marineaufstandes, Leutnant Schmidt, und die beiden vor einigen Tagen in Helsingfors standrechtlich erschossenen Artillerieoffiziere, die den jüngsten Sweaborger Putsch geleitet, sollen Mitbegründer die Verschwörerbundes gewesen sein; auch die Fäden der Kronstadter Meuterei führten zum „Militärbund“, dem es während seines kaum einjährigen Daseins gelungen war, in nicht weniger als sechsunddreißig russischen Armeeregimentern und Flotten-Equipagen mehr oder minder bedeutsame Unruhen hervorzurufen. [Nun befinden sich auch die Namenlisten dieser revolutionären Organisation in Händen der Regierung.] Unter den beschlagnahmten Papieren des „Militärbundes“ befinden sich geheime Festungs- und Kriegshafen-Pläne, die ein untergeordneter Militärbeamter unter keinen Umständen hätte ausliefern können—ein weiterer Beweis dafür, welche Kreise in die Angelegenheit verwickelt sind.—Der „Wojenny Golos“ beurteilt die militärischen Meutereien von einem höheren Standpunkte aus, indem er schreibt: „In früheren Zeiten wurde ein Mensch Soldat und verlor damit gleichzeitig jegliche Verbindung mit der Gesellschaftsklasse, welcher er angehört hatte, er wurde aus derselben auf immer ausgeschlossen. Der 25-jährige Dienst und das Regime, welches damals herrschte, ließ in seinem Gedächtnis jegliche Erinnerung an die Heimat und an alles, was mit derselben in Zusammenhang stand, schwinden. Der Soldat hatte eine zweite Heimat—das Regiment, dessen Fahne und Uniform ihm heilig waren.—Jetzt ist das anders. Der Soldat verliert jetzt nicht die Verbindung mit den Seinen. Nach dem Dienst, der sehr kurz ist, kehrt er nach Hause zurück, bebaut sein Land und sieht den Truppenteil, in welchem er gedient hat, niemals wieder. Dargestellt ist die Armee jetzt gleichbedeutend mit dem Volk, nur bewaffnet und in einer besonderen Kunst geübt. Das Heer ist von denselben



Gefühlen, Wünschen und Bestrebungen erfüllt, wie die Bevölkerung seines Vaterlandes. Unmöglich kann sich der Soldat nicht dafür interessieren, was in seiner Heimat vorgeht, besonders in seiner Familie, in der jetzigen Zeit, wo überall Volksunruhen infolge der Fragen, an denen auch der Soldat interessiert ist, herrschen. Wenn man sich, freilich nicht mit den Augen der Vorgesetzten, den Soldaten ansieht, so muß man zugeben, daß in der Armee sich eine seelische Umwälzung vollzieht, indem Alles was in der Bevölkerung vor sich geht, Wiederhall in der Armee, und ebenso umgekehrt, findet. Kraft dieses natürlichen Vorganges fängt das Herr an, ein Barometer für die Stimmung der Bevölkerung zu werden, wie es die studierende Jugend schon längst geworden ist. Dieser Wiederhall tritt in der Armee immer deutlicher in die Erscheinung und wir tragen dazu bei dadurch, daß wir mit Mitteln entgegenwirken, welche nur in einer Armee anwendbar sind, die jeglichen Zusammenhang mit dem Volke verloren hat". — Die Stimmung in der übrigen, nichtmilitärischen, Gesellschaft läßt gleichfalls viel zu wünschen übrig. Ist es nicht das Verhalten der Regierung, die den Bürger entmutigt, so macht es die Arbeit der sogenannten „Anarchisten und Terroristen“, die mit Revolver und Bombe immer erfolgreicher zu wirken wissen. Die „Moskauer Deutsche Zeitung“ leitartikelt hierüber unter anderem folgendermaßen: „Nur selten schlägt ein Raubverfuch fehl; man weiß stets, wo eine größere Summe Geldes unterwegs und am leichtesten abzufangen ist. Ohne die persönliche Kenntnis der zu beraubenden Kassierer und Beamten, ohne die Kenntnis des Betriebes jener Geschäfte, die beraubt werden, läßt sich die Sache nicht so glatt ausführen, wie es meist geschieht. Entlassenes Arbeiter- und Dienstpersonal mag seine Hand im Spiele haben, aber so weit werden die Geldräubereien nie enthüllt, daß man den ganzen Hergang der Sache wüßte. Nur neue Namen der Beraubten, neue Orte und neue Geldbeträge erfährt man. Die täglichen Fälle der Beraubung, die anarchistisch sind oder zu sein scheinen, sind in der Zunahme begriffen. Die entlegensten und vergessenen Orte und Dertlein im Reich sind heute durch ihre Kriminalchronik weltbekannt.“ — Die Sozialdemokratie hat anscheinend mit der Tätigkeit der Anarchisten nichts gemein. So berichtet z. B. die Pet. Telegraphenagentur, daß die Sozialdemokraten Polens und Litauens Erklärungen veröffentlicht hätten, in denen sie die Überfälle auf Soldaten einen „sinnlosen Anarchismus“ nennen, der die Revolution in ihrer zweckmäßigen Entwicklung nur behindere. — Die agraren Wirren nehmen an Stärke zu. So wird der „Strana“ aus Kasan gemeldet: Es verlautet, daß die Bauern nächstens eine Massenbewegung zum Zweck der Besitzergreifung der Gutsländereien an der Wolga ausführen wollen. — Aus Wilna wird vom selben Tage gemeldet, daß die Beziehungen der Bauern zu den Gutseßigern eine bedrohliche Form annehmen. — Die „Mosk. D. Ztg.“ weiß zu berichten, daß die Bauernwirren in eine neue Phase getreten seien, indem nun die armen Dorfgesossen den wohlhabenderen das Haus anzünden und das Getreide wegnehmen. Die Geschädigten rächen sich da durch weitere Brandstiftung und machen ihre Peiniger obdachlos. So seien die Zustände in einigen Gegenden des Gouvernements Wjatka. — Aus Zarizyn erfahren wir durch den „Zarizynski Listok“, daß in letzter Zeit Duzende von Wagen mit **deutschen Kolonisten** aus den Gouv. Sfaratow und Sfamara durch Zarizyn ziehen. Sie haben ihre Ländereien, ihre Häuser, ihre Wirtschaften aufgegeben

und ziehen eilig fort, wobei sie nur die notwendigste Habe mit sich führen. Dem Berichterstatter des Blattes hat einer der deutschen Kolonisten unter anderem folgende Erklärung abgegeben: „Wir retten unsere Seelen,“ sagte der Kolonist mit Erbitterung, „vor eurer russischen Ordnung. Rings um uns werden Brandstiftungen, Räubereien, Mordtaten verübt: ein gegenseitiger Ruin und eine Selbstvernichtung der russischen Bauern. Wir haben uns gedacht: wenn sie sich selbst nicht schonen, so werden sie uns deutsche erst recht nicht schonen uns, die wir mehr Land haben und deren Wirtschaft besser ist als bei ihren Gutsbesitzern. So haben wir denn, um nicht mit dem Knüttel in Berührung zu kommen, für einen Spottpreis unsere Ländereien, unsere Wirtschaften, unser Vieh verkauft; viele von uns haben alles dem Schicksal überlassen und nur das Wertvollere mitgenommen. Nun suchen wir in die nächste Hafenstadt zu gelangen, um einen ausländischen Dampfer zu besteigen und in ein ruhigeres Land überzusiedeln.“ — Im Anschluß hieran geben wir eine Notiz der „Neuen Lodz. Ztg.“ über die Rückwanderung der **Deutschen** aus Polen nach Deutschland wieder, die immer größeren Umfang annimmt und gleichfalls durch die Unsicherheit, die allerorten im Lande herrscht, zu erklären ist: „Nach den statistischen Daten befanden sich unter der Bevölkerung Polens vor Jahresfrist 400,000 Deutsche. Seit etwa 8 Monaten sind, genauen statistischen Daten zufolge, 6500 Personen deutscher Abstammung aus dem Königreich Polen nach Deutschland zurückgekehrt, um für immer dort zu bleiben, über 8000 gingen nach überseeischen Ländern, nach Amerika, Australien, Afrika, Brasilien usw. — die unzähligen Emigranten gleichfalls deutscher Abstammung nicht gerechnet, über die keine statistischen Daten vorliegen. Nimmt man die Gesamtsumme der Rückwanderer resp. Emigranten auf 20,000 an, so dürfte dies nicht zu hoch gegriffen sein“,

Unsere in der vorigen Nummer gebrachte Bemerkung betreffend Eröffnung von **Schulen mit deutscher Unterrichtsprache** in Livland, können wir heute durch die Mitteilung ergänzen, daß der „Deutsche Verein“ (Dorpat) auch in Jurjew (Dorpat) zwei deutsche Lehranstalten ins Leben ruft: eine Bürgerschule und eine Elementarschule, letztere für Knaben und Mädchen. Ferner wird mit dem Beginnen des neuen Schulsemesters in dem v. Zeddelmann'schen Privatgymnasium, das sich gleichfalls in Jurjew (Dorpat) befindet, die deutsche Unterrichtsprache für alle Lehrgegenstände außer der russischen Sprache, russischen Literaturgeschichte, Geschichte und Geographie Rußlands, bis zur 5. Klasse (Tertia) inklusive eingeführt werden. In Mitau (Kurland) ist, der Balt. Tageszeitung“ zufolge, die Eröffnung einer vierklassigen Mädchenschule seitens des deutschen Frauenbundes gestattet worden. Diese Anstalt existierte schon im vorigen Semester, ohne jedoch offiziell anerkannt zu sein. — Aus **Südrußland** weiß die „Düna-Zeitung“ gleichfalls von einer **deutschen Schöpfung** zu berichten. Es handelt sich dabei um eine Irrenanstalt, deren Statuten der evangelisch-lutherische Kirchenrat in Alexandrowsk im Verein mit Herrn Dr. med. Spindler für Alexandrowsk obrigkeitlich hat bestätigen lassen. Diese Barmherzigkeitsanstalt soll auch dazu beitragen, das Volksbewußtsein der dortigen Deutschen zu heben. Da eine von der Stadt und der Kolonie Schönwiese zur Verfügung gestellte Baustelle für die zu

errichtende Anstalt ungeeignet ist, sollen in nächster Zeit Kollektbücher zur Aufbringung der Mittel versandt werden. Etwaige Geldsendungen sind zu richten an den Kassierer, Fabrikanten Lepp in Alexandrowsk (Südrussland).—Aus **Charkow** finden wir in derselben Zeitung eine Korrespondenz, D. N. gezeichnet, aus welcher zu ersehen ist, daß durch die Abreise vieler Deutschen und namentlich zahlreicher Reichsdeutschen in die Sommerfrische eine bedauerliche Stockung in der Förderung des **deutschen Hauses** eingetreten sei: „Während noch im Mai und Anfang Juni die Ratsherrensitzungen unter lebhafter Beteiligung der Interessenten allwöchentlich stattfanden, mußten jetzt diese Versammlungen bis auf weiteres aufgeschoben werden. Noch hemmender wirkt aber auf die Förderung der patriotischen Gründung die Abreise des deutschen Konsuls Schüler. Mit flammender Begeisterung stellte er sich bei seiner Ankunft an die Spitze der deutsch-nationalen Bestrebungen. Mit seiner zündenden Rede und seinem faszinierenden Wesen verstand er es, den unverzeihlichen Indifferentismus der hiesigen Deutschen zu brechen und deren Unverständnis für die Wichtigkeit der gemeinsamen nationalen Interessen zu besiegen. Schüler ist der ehrenvolle Auftrag seitens seiner Regierung zu teil geworden, sich der diplomatischen Mission nach Tanger anzuschließen und hat er demselben Folge geleistet. Leider wird es ihm nicht vergönnt sein, das begonnene Werk zu vollenden.“

Ausland.

Die Kolonialskandale in Deutschland, über welche wir in der № 4. unseres Blattes berichteten, haben seit dieser Zeit einen so großartigen Umfang angenommen, wie ihn selbst die prinzipiellen Schwarzseher für unmöglich gehalten hätten. Es vergeht kaum ein Tag, ohne daß neue Mißbräuche an das Licht gezogen würden, und auch die früheren Gegner des Reichstags-Abgeordneten Erzberger, der zuerst in dieses Wespennest zu stechen den Mut hatte, müssen jetzt zugeben, daß das deutsche Volk ihm zum größten Dank verpflichtet ist, wenigstens soweit sie nicht direkt oder indirekt an diesem Rattenkönig von Betrug, Diebstahl, Aktenfälschungen und Mißbräuchen der Amtsgewalt beteiligt sind. Ohne Zweifel wird eine Reihe von Gerichtsverfahren den wahren Umfang dieser schmachlichen Angelegenheit feststellen, und was eine noch bessere Garantie gewährt, der Reichstag wird bei seinem Zusammentritt das Wahre und Falsche in den Anklagen klarstellen. Immerhin genügen die vorliegenden Tatsachen, um den Schluß zu erlauben, daß in der deutschen Kolonialabteilung eine Korruption (Verderbniß) herrscht, welche bisher in Deutschland für unmöglich gehalten wurde. Bei dem großen Interesse, welches die Kolonialangelegenheiten in der nächsten Zeit in Anspruch nehmen werden, halten wir es für angebracht unsern Lesern in Kürze die Geschichte der Enthüllungen darzustellen.

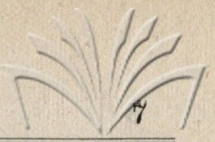
Während der Verhandlungen im Reichstage über den Kolonialetat im März dieses Jahres trat der Zentrumsabgeordnete Erzberger mit einer Anfrage an die Kolonialabteilung heran vorzüglich ihres Verhältnisses zu der Firma „von Toppelskirch und Ko.“, mit welcher ein Vertrag betreffend Lieferung sämtlicher Ausrüstungsgegenstände für die Kolonialarmee von dem Kolonialamt abgeschlossen worden war und zwar zu ganz besonders hohen Preisen. Der Tatbestand stellte sich folgendermaßen heraus:

Im Jahre 1896 wurde der erste Vertrag mit Toppelskirch abgeschlossen, aber noch war seine Dauer nicht abgelaufen, da wollte die Firma eine Verlängerung haben, damit sie in Ruhe und Sicherheit ihren Betrieb vergrößern könne. Im Jahre 1899 ging die Kolonialabteilung auf den Wunsch ein. Schon 1902 konnte die so begünstigte Firma daran denken, wieder ihren Betrieb zu vergrößern; statt dies aber auf eigenes Risiko zu tun, wie es andere Unternehmer müssen, wandte sie sich wieder an die Kolonialabteilung, und im Juli 1903 erhielt die Firma tatsächlich einen festen Monopolvertrag über alle Lieferungen zur Bekleidung und Ausrüstung der Schutztruppe bis zum 31. März 1911! Das Reich sollte also auf „Gedeih und Verderben“ mit dieser Firma verbunden werden, wobei nach dem System der Arbeitsteilung die Lieferanten gediehen und die Reichsfinanzen verderben. Aber bei diesem Vertragsabschluß sind seitens des Vertreters der Kolonialabteilung noch mündliche Zusicherungen gegeben worden, die man einfach als unerhört bezeichnen muß; es ist dabei unter anderem die Frage erörtert worden, wie es mit dem Vertrage stehe, wenn die Kolonialverwaltung an das Kriegsministerium oder das Marinestaatssekretariat übergehen sollte, und da hat die Kolonialabteilung die Zusage gemacht, daß es auch dann immer heißen werde: „**Gie gut Toppelskirch allwege!**“, das heißt, daß Toppelskirch eben bis 1911 so fest in seinem Vertrage sitzen soll, daß ihn selbst der Reichstag nicht hinauswerfen könne. So 1903!

Nun kam diesen Winter das bekannte Kolonialdebacle; am 12. März 1906 stellte die Zentrumsfraktion den Antrag, sofort alle Lieferungsverträge mit den Schutzgebieten zu kündigen, soweit sie über die Dauer eines Etatsjahres hinausgehen. In der Debatte mußte sich die Firma nachweisen lassen, daß sie über den kaufmännischen Gewinn hinaus 30 bis 40 Prozent Uebergewinn nehme, und da in den letzten Jahren der Gesamtbedarf der Lieferungen auf 8 bis 9 Millionen Mark gestiegen war, so hatte die Firma einen jährlichen **Uebergewinn von 2 Millionen Mark!** Hier versuchte der Vertreter der Kolonialabteilung Major Fischer die Firma zu retten und den Uebergewinn auf 20 Prozent herabzuschrauben; aber er mußte einen solchen von 20 Prozent selbst zugeben, was dann 1, 3 Millionen Mark ausmacht. Seine Zahlen sind schon damals mit großem Mißtrauen aufgenommen worden, namentlich hat man seiner hohen Berechnung der Verwaltungskosten bei der Verstaatlichung der Bekleidungslieferungen in der Budgetkommission keinen Glauben geschenkt, dieselbe vielmehr allgemein als viel zu hoch bezeichnet. Der Reichstag ließ sich durch solche „Milchmädchenrechnungen“ nicht davon abhalten, dem genannten Zentrumsantrag zuzustimmen.

Die Kolonialabteilung versuchte auch von der Firma loszukommen, aber diese forderte im Falle einer Vertragslösung eine Entschädigung von 2½ Millionen Mark. Nach dem Vertrage ist die Firma verpflichtet, alle von ihr gelieferten Artikel selbst herzustellen, und trotzdem verlangte sie für die Erfüllung dieser Bedingung, daß ihr Monopol bis zum **31 März 1921** Geltung haben sollte. Diesen Vorschlag bezeichnete selbst die Kolonialabteilung in einem Schreiben an die Budgetkommission des Reichstages als unannehmbar.

Somit war schon erwiesen, daß die Kolonialabteilung einer Privatgesellschaft einen Monopolvertrag bewilligt hatte d. h. einen solchen, der jede Konkurrenz anderer Lieferanten zum



Schaden der Steuerzahler ausschloß. Aber der Fall erhielt noch einen schlechteren Anstrich durch den Umstand, daß Herr von Tippelskirch augenscheinlich nur eine vorgeschobene Person ist, da ihm nur 5 Prozent des Geschäftes gehören, und daß er mit seinem Namen die Hintermänner deckt, welche den größten Nutzen aus dem den Steuerzahlern aus der Tasche gelockten Gelde ziehen. Der Bedeutendste derselben ist kein anderer als der frühere Staatssekretär des Reichspostamtes, jetziger preussischer Landwirtschaftsminister, Herr von Pobjielski, welcher mit 40 Prozent des Gesamtkapitales an dieser sauberen Firma beteiligt ist. Allerdings hat dieser seinen Anteil auf den Namen seiner Frau überschreiben lassen, aber auch diese Gütertrennung, richtiger Schiebung, fand erst im Jahre 1900 statt, während Pobjielski schon 1897 Minister wurde. Außerdem sind andere Begünstigungen der Firma v. Tippelskirch von Seiten Pobjielskis augenscheinlich schon älteren Datums. In Betreff der s. g. Gütertrennung schreibt die „Germania“ ironisch: Daß Ihre Exzellenz die Frau v. Pobjielski eine so tüchtige „Geschäftsfrau“ ist, um ihre Teilnahme an einem so großen Unternehmen ohne jede Beihilfe ihres Herrn Gemahls so geschickt kaufmännisch und mit so gutem finanziellem Erfolge zu verwalten, gereicht der Exzellenz gewiß zu großem Nutzen. Wie übrigens ein Berliner Blatt mitteilt, hat Herr v. Pobjielski die Interessen seiner Frau in der Firma noch bis in die jüngste Zeit hinein persönlich vertreten. So hat er in einer der letzten Vorstandssitzungen der Gesellschaft mit beschränkter Haftung v. Tippelskirch u. Co. zu den Vorstandsmitgliedern in seiner bekannnten jovialen Weise geäußert: „Ich komme heute nicht als Minister, auch nicht als Herr v. Pobjielski, sondern als Vertreter meiner Frau.“ Das genügt wohl.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten aus dem Kaukasus.

Am 23. August überreichten die Kolonisten von Alexandersdorf dem Kreischef ein Gesuch ihre Ländereien vor Besitzergreifung seitens der Einwohner von Nachalowka zu schützen. Aus ihrem Gesuche ist zu ersehen, daß am 20. August der Kaufmann, (Duchanschtschik) Georgi Mikadse die Kolonisten bat ihm ein Grundstück in Pacht zu geben zum Aufbau einer Bude. Am 21. Aug. gewährten sie die Bitte des Mikadse. Am 22. Aug. erschienen auf dem Lande der Kolonisten gegen 60 Einwohner von Nachalowka, teilten das Land in Parzellen und ergriffen davon Besitz, indem sie erklärten, es gehöre ihnen.

In der Sitzung der Stadtduma von Wladikawkas am 8. Juni d. J. wurde der Beschluß gefaßt den Kurator des Lehrbezirks zu ersuchen zur Gründung eines Polytechnikums in Wladikawkas behilflich zu sein. Jetzt bekam die obenerwähnte Duma ein Schreiben des Kurators mit der Bitte um genaue Angaben der Mittel, über welche die Duma zu diesem Zwecke verfügt. Das Stadthaupt ersucht nun andere Stadtverwaltungen des Kaukasus sich an der Sache zu beteiligen.

Der Gouverneur von Elisabethpol ersucht den Stadthalter der durch die Pogrom geschädigten Bevölkerung nochmals mit 300000 Rbl. und Baumaterialien (Holz) zu helfen.

Die Förderung des Weinbaues. Im landwirtschaftlichen Ministerium wird augenblicklich die Frage erörtert, wie der Weinbau und Weinhandel des Landes zu fördern sei. Das Ministerium ersucht auch die Oberverwaltung des Kaukasus ihr diesbezügliches Gutachten auszusprechen.

Am 19. August um 1 Uhr Mittags hatte der Verwalter des Kommissionsgeschäfts von Münch und Weiß, der deutsche Reichsangehörige Max Sommer, 3500 Rbl. in das Bankhaus von Pridonow zu tragen. An der Ecke der Solomonowskaja Straße und des Armenischen Basars wurde er plötzlich von einer 7—8 Mann starken Bande überfallen. Von einer Kugel getroffen sank er zu Boden; liegend gab er einige Schüsse auf die Räuber ab. Trotzdem entrißen sie ihm seinen Revolver und Uhr seinen und entflohen. Seltsamerweise blieb das Geld unangetastet. Die Kugel drang ihm in den Kopf in der Gegend vor dem rechten Ohre ein und trat im Nacken wieder heraus. Die Wunde soll nicht lebensgefährlich sein, aber beim Fallen und im Handgemenge trug H. Sommer einige Verletzungen ebenfalls am Kopfe davon, so daß er am 23. August starb.

Aus den Kolonien.

Elisabethtal. Das Dreschen, die s. g. Kutschet ist zu Ende. Die Ernte, die für den Elisabethtälern mit so viel Mühe und Zeitverlust verbunden ist, ist wie gewöhnlich nicht schlecht, nicht gut ausgefallen. Sie gab den meisten gerade das, was sie brauchen. Bezüglich des noch in ganz Transkaukasien üblichen, veralteten Dreschverfahrens wäre es nicht ohne Interesse einige Bemerkungen von Paul Hoffmann in seinem Werke „Die deutschen Kolonien in Transkaukasien“ zu erwähnen. Er schreibt: „Mir stand als erste Quelle in der Literatur, welche die in Transkaukasien übliche und für die dortige Landwirtschaft so bezeichnende Erntemethode erwähnt, nur das 5. Buch Moses zur Verfügung. Merzbacher hält, wohl mit vollem Recht, den mit Feuerstein beschlagenen Dreschschlitten für ein Überbleibsel der prähistorischen Steinzeit.“

Inwieweit diese Worte als Vorwurf den Kolonisten gegenüber aufgefaßt werden dürfen, soll dahingestellt bleiben. Versuche mit Dreschmaschinen sind von Privatunternehmern schon einigemal gemacht worden, aber ohne Erfolg in den meisten Kolonien. Anfänglich war es, wie dies bei Neuerungen meistens der Fall ist, ein gewisses Mißtrauen, das man den Maschinen entgegengebracht hatte; dann aber waren die Hauptgründe des Mißlingens der neuen Methode (die wahrscheinlich auch noch weiterhin bleiben werden), der hohe Preis dieser Maschinen, Mangel an geeignetem, nicht zu teurem Bedienungspersonal für sie, sowie Mangel auf dem Lande an Werkstätten, in welchem eventuelle Reparaturen von Sachverständigen übernommen werden könnten. Wäre das Gemeinwesen in den Kolonien

stärker entwickelt, dann könnten mit vereinten Kräften diese Hindernisse beseitigt werden; besonders in der letzten Zeit, in welcher die komplizierten, teuren und heißen Dampflokomobile durch einfachere, billigere und leichter zu bedienende Lokomobile mit Spiritus-, Benzin- und Petroleumbetrieb vielfach ersetzt werden.

Ein maschineller Betrieb des Ackerbaues wäre aber besonders für Elisabeththal von außerordentlich großer Bedeutung. Er würde dem Elisabethtaler gestatten mehr Zeit für den mehr rentablen Wein- und Gartenbau zu verwenden, für Arbeiten, bei welchen mit Maschinen überhaupt nicht viel zu machen ist. Augenblicklich ist der Betrieb der Elisabethtaler zu vielseitig. Er verlangt von ihnen mehr Zeit und Kräfteaufwand als dies eigentlich tunlich ist und bietet ihnen dennoch wenig Aussicht auf ein besseres Los.

Obst ist zur Zeit mehr und leichter zu bekommen. Besonders das junge Volk findet jetzt Gelegenheit sich an schönen Pfirsichen zu laben. Auch der Genuß von Weintrauben steht ihnen in Aussicht. Die Weinernte verspricht gut zu werden, wenn, wie man hier zu sagen pflegt, nichts dazwischen kommt. Der Weinstock sieht fast überall gesund aus, was erstlich einer guten Pflege und dann auch wahrscheinlich günstigen Witterungsverhältnissen zuzuschreiben ist. Sind aber die Aussichten auf Wein gut, dann ist auch der Elisabethtaler viel gemütlicher und singt oder pfeift ein Liedchen mehr.

Sonntag, den 7. August, fand abermals eine Versammlung der Gründer des Konsumvereins statt. Es wurden die Statuten des Konsumvereins von Helenendorf vorgelesen und ein Vergleich mit den Statuten der Konsumvereine einiger Memmonitenkolonien vorgenommen. Der Vorzug wurde den Statuten von Helenendorf gegeben, da in diesen nicht allein die Interessen des Konsumenten, sondern auch diejenigen des Produzenten berücksichtigt sind. Diesmal versammelten sich schon mehr als 70 Personen. Einschreiben ließen sich ungefähr 70 Teilnehmer mit nahezu 80 Aktien zu 25 Rbl. die Aktie.

Gelegentlich noch einmal etwas über die kaukasische Post in der „Kaukasischen Post“. Bekanntlich geht die Post über Elisabeththal nach Bjeli-Aljutsch zweimal wöchentlich — Dienstag und Freitag und an den nächstfolgenden Tagen — Mittwoch und Sonnabend von dort über Elisabeththal wieder nach Tiflis zurück. Nicht selten kommt es nun vor, daß die in Tiflis z. B. zu Dienstag für Elisabeththal bestellte Post nur zum Teil an diesem Tage abgeht, der andere Teil geht dann am Freitag ab. Ist sie aber einmal abgegangen, so würde jedermann natürlich glauben, daß das bißchen Post auf dem Hinwege nach Bjeli-Aljutsch

in Elisabeththal ganz abgeliefert wird. Dem ist aber nicht so. Das scheint den Beamten wahrscheinlich viel zu unmodern. Es wird nur ein Teil der „Unmasse“ von Postsachen abgeliefert, der andere kommt dann auf dem Rückwege oder womöglich mit der nächsten Tour, d. h. um 4 Tage später. Es kommt auch vor, daß die Postsachen zuerst nach Schulaweri wandern. In diesem Falle findet der Beamte Zeit auf der Adresse den Vermerk „Schulaweri“ zu machen, wo doch ein etwas aufmerksamerer Blick ihn eines besseren unterrichtet und der Schreiberei enthoben hätte. Unter solchen Umständen ist es schwer zu bestimmen, ob die Beamten zu viel oder zu wenig Arbeit im Dienste haben. S.

Wie uns aus Elisabeththal noch mitgeteilt wird, mehrten sich dort die Raubfälle. Borige Woche wurden dem Kolonisten Kromer 2 Pferde und 3 Ochsen gestohlen. Die Räuber, welche sich auch in Kodi und anderen Dörfern gezeigt haben, sind Tataren. Sie sind mit guten Gewehren bewaffnet, während die Kolonisten nur über wenige Jagdfinten verfügen und daher gegen die Raubgesellen hilflos sind.

Aus Petrowka (bei Kars). Petrowka ist die kleinste aller deutschen Kolonien im Kaukasus und besteht nur aus 15 Wirtschaften. Die Hauptbeschäftigung der Kolonisten ist die Milchwirtschaft und Käsezubereitung, die sich in den letzten Jahren sehr günstig entwickelt hat. Der gegenwärtige Käseereibesitzer, ein Schweizer, kommt seinen Verbindlichkeiten pünktlich nach, so daß die Kolonisten mit seiner Geschäftsführung zufrieden sind. Es wäre interessant zu erfahren, welche Vorteile die Mariensfelder und Alexanderhilfer von ihrer Milchwirtschaft haben. Wir bitten uns hierüber einige Mitteilungen zu machen.

Pjatigorsk. (nördl. Kaukasus). — Von geschätzter Seite erhalten wir folgende Zuschrift: Die diesjährige Lotterei des Pjatigorsker evangelisch-lutherischen Frauenvereins, welche wiederum in Rislowodsk stattfand, hat einen Reinertrag von 815 Rbl. 23 Kop. ergeben (um 65 Rbl. mehr als im Vorjahre). Das ist für das kleine Pjatigorsk eine große Leistung, zumal unser Frauenverein eigentlich nur von 8 Damen gebildet wird. Das Bestehen der von unserem rührigen Seelsorger Pastor Bonwetsch trotz vielen Widerspruchs, der durch das Nichtvorhandensein von Barmitteln veranlaßt wurde, dennoch ins Leben gerufenen Schule ist nun Dank der Arbeit des Frauenvereins für längere Zeit gesichert. Dieses Jahr haben wir bereits die erste Rentenzahlung von unserer Schuld an die evang.-luth. Unterstützungskasse abschicken können. Auch sind wir in der Lage den Lehrer fürs ganze nächste Jahr zu unterhalten und erübrigen noch Geld für Remonte und



andere Zwecke. So hat sich die Prophezeiung der meisten Gemeindeglieder, das Schulunternehmen würde kläglich Ziasko machen, nicht bewahrheitet—zu unser aller Freude! —Das örtliche Pastorat ist vor 6 Jahren unter ganz ähnlichen Verhältnissen erbaut worden. Geld war keines vorhanden. Der Frauenverein war aber eben begründet worden, entwickelte eine lebhaftere Tätigkeit und brachte so in verhältnismäßig kurzer Zeit 500 Rbl. zusammen. Von anderer Seite gelang es Pastor Bontwetsch noch 1000 Rbl. zu bekommen. Darauf folgte eine Baukollekte und die Unterstützung von seiten des Zentral-Komitees, dem in einem ausführlich motivierten Gesuche die Sachlage durch wen erforderlich ans Herz gelegt worden war. Tiflis half uns tüchtig (wohl hauptsächlich dank der Fürsprache der Herren v. Strube und Hahn) und wir erhielten mit einemmale 3500 Rbl. geschenkt! Das war eine Freude! Der Präsident Doktor Barth weilte in jenem Winter gerade im Auslande; als er zurückkam, war alles bereits im besten Gange und konnte er den Bau des Pastorats nur noch fördern durch eine hochherzige Geldspende im Betrage von 100 Rbl.—Aehnliches Glück hatte unser Pastor schon vorher mit anderen Bauten im Kirchspiel gehabt. Hat er doch im Laufe seiner 15 jährigen hiesigen Tätigkeit für zirka 90000 Rbl. Bauten aufgeführt, nämlich 2 Kirchen, ein Pastorat, 3 Bethäuser, 4 Schulhäuser, ein Küsterat und 5 Lehrerwohnungen; dieses in 8 Gemeinden von 400—1000 Seelen. Dabei muß gesagt werden, daß diese Kolonien nicht zu den reichen gehören, wemgleich es in ihnen auch keine Bettler gibt; jeder hat eben nur sein gutes oder auch nur mäßiges Auskommen. —Hier soll ein „christliches Hospiz“ gebaut werden, in welchem Familien und namentlich einzelstehende, kranke Damen für den Sommer zur Kurzeit Aufnahme finden könnten: Die Notwendigkeit eines solchen Hospizes wird von niemandem bestritten. Nur gebriecht es abermals an den erforderlichen Mitteln. Woher dieselben nehmen zu einer Zeit, da allüberall Geldmangel herrscht und der Wohltätigkeitssinn der Menschen durch die Not des lieben Nächsten schon über die Maßen in Anspruch genommen wird? —Wie steht es mit der Gründung eines deutschen Gymnasiums im dem Kaukasus? Ist bei Ihnen darüber verhandelt worden? Mir scheint, Tiflis sollte nicht dazu anerkoren werden, da dort das Leben am teuersten ist. Sollte man nicht Pjatigorst dazu bestimmen können, da dann das Gymnasium zugleich für schwächliche Schüler als Kurort geeignet wäre und entschieden auf Zuspruch rechnen könnte. Hätten wir die Mittel, so würden wir hier ein Privatgymnasium gründen. Wir Deutschen dürfen jetzt nicht schlafen. Einige Landbesitzer hier in der Umgegend zeigen sich durchaus geneigt, ein deutsches Gymnasium durch jähr-

liche Beiträge zu unterstützen.—Über unsere im nördlichen Kaukasus belegenen deutschen Gemeinden werden Sie in Bälde von berufener Seite einen ausführlichen Bericht erhalten.

* *

Pjatigorst. Die Heuernte in hiesiger Gegend ist heuer wenig ergiebig und auch das Getreide ist nur mittelmäßig geraten. Die Zeit „Pjatigorje“ meldet eine ganze Reihe von Einbrüchen und Diebstählen, die sich in diesen Tagen in Pjatigorst zugetragen haben.

Aus Persien.

Zu den Verfassungskämpfen in Persien ist uns nachstehende Korrespondenz zugegangen, die wir als Auslassung eines Mannes, der mit europäischer Bildung ausgestattet, seit langem im öffentlichen Leben Persiens tätig und mit den dortigen Verhältnissen aufs beste vertraut ist, unseren Lesern nicht vorenthalten wollen, ungeachtet dessen, daß sie zur Zeit, wo die Dinge in Persien bereits zum Erlaß über Einberufung einer Volksvertretung („Haus der Gerechtigkeit“) geführt haben, ein unmittelbares Interesse verloren haben dürfte, insofern wenigstens, als sie nicht eine Beleuchtung der in Frage kommenden Umstände im Augenblicke ihrer höchsten Verwickelung enthält, sondern mehr schon eine geschichtliche Bedeutung hat. Die Korrespondenz lautet folgendermaßen: Auch im Lande des Hormuzd und Abrikan gährt es gewaltig und man befürchtet, daß Ereignisse eintreten, die wegen ihrer politischen Bedeutung für Land und Volk schwer wiegende Folgen haben können. Geleitet von den Ulemas (der persischen Geistlichkeit) ist das persische Volk gegenwärtig mit der Regierung S. M. Musafereb-Din-Schah sehr unzufrieden, weil seit dem Tage seiner Thronbesteigung die Zustände des Landes geradezu entsetzlich sind. Seit mehreren Jahren liegen die Geschäfte darnieder, überall herrscht eine schreckliche Teuerung der notwendigsten Lebensmittel und Geldmangel und diese fortwährende Erscheinung macht das Sprichwort wahr: „Besser wird's nimmer,

Schlimmer wird's immer“.

Die von Nassr-ed-Din Schah hinterlassenen Schätze waren bald verbraucht und zum erstenmale, seit Persien besteht, geriet der Staat in Schulden, wobei die aufgenommenen Summen gleichfalls für unnötige Dinge verausgabt wurden. Die Ursache hiervon ist in dem bedauerlichen Umstande zu suchen, daß der Schah den guten, weisen und energischen Sadr-azam Emini-Sultan eines schönen Tages absetzte und ins Ausland verbannte und überhaupt die klugen Ratgeber seines Vaters aus Teheran entfernte, um sich mit ganz untauglichen Männern zu umgeben, welche nur ihren eigenen Vorteil im Auge hatten und aller Fähigkeit zum Regieren entbehrten.

Während der letzten zehn Jahre erhob das Volk schon oft seine Stimme zum Protest gegen die überall herrschende Ungerechtigkeit, wobei den Worten nicht selten auch Taten folgten. Unter anderen Fällen sei hier nur folgender erwähnt. Eines Tages wurde der prinzipale Statthalter plötzlich aus Schiras vertrieben und durch einen Regierungsrat, bestehend aus drei von der Einwohnerschaft gewählten Männern, ersetzt. Es wurde

auch der Beschluß gefaßt künftighin keinen Beamten mehr aus Teheran anzunehmen und dem Schah folgendes Telegramm gesandt: „Empfangt von uns jedes Jahr eure Einnahmen, aber erweist uns die große Gefälligkeit Euch hinfort in unsere Angelegenheiten nicht einmischen zu wollen, weil wir uns ganz vortrefflich selbst regieren können!“

Ähnliche Fälle sind auch in andern Provinzen vorgekommen. Ermuntert und kühn geworden durch diese Stimmung des Volkes hat nunmehr auch die Geistlichkeit ihr Haupt gegen den Schah erhoben, wobei sie sich stellt, als ob sie die Interessen des Volkes und nicht die eigenen vertreten und verteidigen wolle. Ja, man hat sogar an eine Verfassung zu denken und der Schah wurde schriftlich aufgefordert das von seinem Vater entworfene **Tanzimat** (Konstitution) einzuführen.

„Obwohl wir Geistliche“, hieß es in der überreichten Bittschrift, „uns dem Versuch Deines Vaters eine neue Staatsverfassung einzuführen, widersetzten, verlangen wir sie doch jetzt, weil wir es nunmehr klar einsehen, daß du nicht im Stande bist das Reich zu regieren.“

Darauf hin hatte der Schah den Prinzen Ayn-ul-Dowle beauftragt mit einer Kommission eine Verfassung auszuarbeiten. Mirza Riza-Chan, der persische Gesandte in Berlin, war gleichfalls Mitglied derselben. Endlich vor etwa drei Jahren wurde die Arbeit vollendet und Seine Majestät legte den Entwurf der neuen Verfassung einer Versammlung von Prinzen, Statthaltern und den Vertretern des **Agan** (Adel) vor, welche aus allen Teilen des Reichs hierzu eingeladen waren. Der Schah hielt bei dieser Gelegenheit eine vortreffliche Rede, in welcher er nachwies, daß der Staat krank sei und schneller Heilung bedürfe, die nur durch die Annahme und schnelle Einführung der neu entworfenen Verfassung erreichbar wäre. Aber zu seinem größten Leidwesen lautete die in einer besonderen Konferenz beschlossene Antwort klipp und klar: „Es ist unmöglich!“ weil man dahin überein gekommen war, daß das alte Persien mit neuen Gesetzen nicht regiert werden könne. So scheiterte der Versuch dem Lande eine Verfassung zu geben zum zweiten male und es blieb alles beim alten!

Man beschuldigt, und vielleicht auch mit Recht, den Großvezier Ayn-ul-Dowle, welcher mittlerweile schon abgesetzt worden ist, daß er die Hauptschuld am Nichtzustandekommen des ersehnten Tanzimats trage, aber es fragt sich noch, ob es überhaupt möglich ist in einem durch und durch mohammedanischen Lande wie Persien, auch nur administrative Reformen durchzusetzen, geschweige denn eine neue Verfassung einzuführen, welche das alte, von Grund aus vermoderte Staatsgebäude völlig umreißen würde. Das hieße neuen Wein in alte Schläuche gießen!

Das unvermeidliche Ergebnis der blutigen Vorgänge dieses Jahres war, wie wir schon bemerkten, die Absetzung des Prinzen Ayn-ul-Dowle. Sein Nachfolger Muschir-ul-Dowle wird in obiger Hinsicht auch nicht viel tun können, denn wie ein englisches Sprichwort sagt: „Gesetz und Recht wird verlacht

Durch Geld, Bosheit und Macht.“

Dies gilt besonders für Persien, wo Geld, Bosheit und Macht wirklich jedes Gesetz brachen. Es ist ja wahr, durch einen Erlaß hat der Schah allen seinen Untertanen kund gegeben, daß eine neue Kommission mit der Erledigung dieser wichtigen Angelegenheit beauftragt sei und bald Gesetze, abgefaßt im Einklang mit den Sagenen des Korans, im ganzen Lande in Kraft tre-

ten würden. In Folge dessen hat die Agitation einseitig nachgelassen, aber man befürchtet, die in Teheran eingetretene Ruhe werde nicht von Dauer sein, es sei denn, daß die Hauptforderung des Volks, nämlich die Umwandlung der Selbstherrschaft in eine konstitutionelle Monarchie bald erfüllt wird.

Das ist jedoch eine fast unausführbare Forderung!

Persiens Volk kämpft um Freiheit, es tritt dadurch ein wenig in den Vordergrund und mit der Zeit könnte es wohl die Aufmerksamkeit der Großmächte ernstlich in Anspruch nehmen.

Veritas.

Die deutschen Kolonien in Transkaukasien.

(8. Fortsetzung. *)

Tiflis war bei Ankunft der Deutschen noch eine unansehnliche Stadt. Außer den Kronsgebäuden und zahlreichen Kirchen gab es nur armselig aussehende Häuser und Erdbütten. Die Straßen der Stadt waren fast unpassierbar, wenn der Regen sie aufgeweicht hatte. Am linken Ufer des Kurflusses, der die Stadt durchfließt, ungefähr zwei Werst nördlich von dieser, wurden sechzig Handwerkerfamilien, die sich aus allen zehn Kolonien, doch meistens aus der zweiten, die unter der Führung Johannes Reuters stand, zusammengefunden hatten, zweiundsechzig Dessjatinen Land von der Hohen Krone zur Benutzung angewiesen. Nach Ausschheidung des zum Bau einer Kirche, eines Schulhauses und Pastoratsgebäudes bestimmten Plazes bekam jeder Kolonist eine Dessjatine Land zum Zweck der Errichtung eines Wohnhauses und etwaiger Wirtschaftsgebäude, Anlage eines Hofes und Anpflanzung von Wein oder sonstiger Gartengewächse. Den württembergischen Einwanderern in Tiflis lag die Pflicht ob, das Handwerk in der Stadt qualitativ und quantitativ zu heben. Die Bedürfnisse für europäische Gewerbezeugnisse waren bei der örtlichen Bevölkerung zunächst noch gering. Manche, namentlich Strumpfwirker, Weber, Tuchmacher, Nagelschmiede fanden keine Arbeit, mußten daher einen andern Nahrungszweig suchen. Kaiser Alexander sorgte auch hier für die Bedürftigen, indem er ihnen nicht nur Geld zum Bau von Häusern, sondern auch längere Zeit hindurch Verpflegungsgelder leihweise verabsolgen ließ, wodurch nicht wenige vor Hunger und Elend bewahrt blieben. Der Wohlstand der **Kolonie Neu-Tiflis**, welche jetzt den Michael-Prospekt, eine der schönsten und belebtesten Straßen der Stadt, bildet, hob sich erst mit der Zeit — dank ihrer Betriebsamkeit und namentlich, wie Hoffmann angibt, auch infolge dessen, daß sich die Neu-Tifliser auf die Kultivierung von jungem Gemüse mit Eifer legten, für welches bis zur Herstellung der Eisenbahnverbindung zwischen Tiflis und der Küste des Schwarzen Meeres außerordentlich hohe Preise gezahlt wurden. 1862 wurde die Kolonie der Stadt Tiflis einverleibt; doch blieb die deutsch-lutherische Gemeinde, bis sie sich im Jahre 1890 von der Kolonialsynode abtrennte und dem evangelisch-lutherischen Konsistorium in Moskau unterordnete, mit ihren Privilegien bestehen. Die Kolonisten durften nach der Eingemeindung ihr Land, welches, wie alles andere Kolonistenland Kronsland war, zu vier Kopeken den Quadratfaden von der Krone als Eigentum erwerben. Dadurch, daß ihnen die Möglichkeit

*) Von der Redaktion. — Durch ein leidiges Versehen ist die 6-te Fortsetzung verfrüht gebracht worden; sie muß hinter der 7. gelesen werden, was wir unsere geehrten Leser zu berücksichtigen bitten.

gegeben wurde, Land als Bauplätze zu verkaufen, gelangten nicht wenige Kolonisten zu einem verhältnismäßigen Reichtum. Doch nur einige von ihnen wußten sich in diese Lage zu finden; die meisten gaben sich einem behaglichen Wohlleben hin. Viele wurden von Armeniern veranlaßt, nicht alles Land zu verkaufen, sondern sich einen oder mehrere Bauplätze zu reservieren. Auf diesen wurden auf eigenes Risiko hin kostspielige Häuser aufgeführt; das fehlende Geld schossen die Armenier vor. Nach Hoffmann, dem wir diese Angaben verdanken, sei für derartige Darlehen ein Prozentsatz unter 20 nur ganz ausnahmsweise vorgekommen, häufig wurden bereitwilligt höhere Zinsen gezahlt, da die nominellen Eigentümer ja bald durch günstige Vermietung der neuerrichteten Häuser entschädigt zu werden glaubten. Doch kam es anders. Für die vielen, plötzlich entstandenen, nach europäischem Muster aufgeführten Bauten konnten nicht genug Mieter gefunden werden, viele Wohnungen blieben lange unbezogen. Die Zinsen, welche schon von Anfang an zum Kapital geschlagen waren, konnten infolgedessen auch nach Fertigstellung der Wohnungen nicht gezahlt werden und viele noch kurze Zeit vorher wohlhabende Kolonisten mußten sich, indem Armenier an ihre Stelle traten, als obdach- und brotlose Handwerker anderweitig ein Unterkommen suchen.—Außer der Kolonie Neu-Tiflis hatten sich noch einige Kolonisten „auf dem Sand“ angesiedelt. Der „Sand“ liegt von der eigentlichen Kolonie Neu-Tiflis zirka 1½ Werst in südöstlicher Richtung entfernt. Er macht jetzt nicht mehr den Eindruck einer deutschen Niederlassung. Hier auf dem „Sand“ ist der Sammelpunkt für die Kolonisten, die von außerhalb kommen und ihre Fuhrwerke einstellen.—Die evangelisch-lutherische Gemeinde Tiflis ist beständig durch Zuzug aus den russischen Ostseeprovinzen, wie aus dem Auslande, im Wachsen begriffen; jetzt ist sie annähernd 3000 Seelen stark, darunter auch einige Beamte und Offiziere evangelischen Bekenntnisses mit ihren Familien. Die Gemeinde hat sich in mancher Beziehung hervorgetan. Die „Deutsche Schule“ (für Knaben und Mädchen) wird, nach dem Zeugnis von Hoffmann, auch wenn man sie mit westeuropäischen Schulen vergleicht, unter der langjährigen Leitung des Lehrers Schwarz in musterhafter Weise unterhalten. Die Anerkennung ihrer Überlegenheit gegenüber den anderen tifliser Elementarschulen finde darin einen deutlichen Ausdruck, daß ein Drittel der Schüler nicht aus Familien von Gemeindegliedern stammt. Das Schulgeld beträgt für Kinder letzterer bloß 12 Rubel, für Fremde 20 Rubel jährlich. Gegen 60 Kinder erhalten in Anbetracht ihrer Bedürftigkeit Stipendien zur Entrichtung des Schulgeldes. Die „Deutsche Schule“ soll demnächst, wie unseren Lesern schon früher, an anderer Stelle, mitgeteilt worden, in ein Progymnasium mit deutscher Unterrichtssprache verwandelt werden.—Die deutsche kirchliche Gemeinde in Tiflis war lange Zeit die einzige deutsche Gemeinde in Transkaukasien, die eine geregelte Armenverpflegung besitzt (zur Zeit gibt es eine solche auch in Baku und wenn wir nicht irren, gleichfalls innerhalb der Batumer Gemeinde). Diese liegt in der Hand des evangelisch-lutherischen Frauenvereins zu Tiflis. Die Tätigkeit desselben ist eine doppelte: Unterhaltung eines Siechenhauses und Unterhaltung Bedürftiger in deren eigenen Wohnungen. Im Siechenhause werden gemäß den Statuten weibliche Angehörige aller christlichen Konfessionen aufgenommen, die sich in bedrängter Lage befinden. Die Nationalität der Bedürftigen spielt bei der Aufnahme keine Rolle, desgleichen das Alter

und die Veranlassung zur Not. Das Siechenhaus ist insbesondere für weibliche Personen bestimmt, die sich in der Genesung befinden, für Obdachlose, Angereiste und Stellenlose; von letzteren werden allerdings nur Lutheranerinnen aufgenommen. Zum 1. Januar d. J. beherbergte das Siechenhaus 29 Frauen (14 luth., 11 orth., 4 kath.) und 3 Kinder. Zeitweilige Aufnahme wurde im Jahre 1905—35 Damen gewährt; im Mittel entfallen auf jede von ihnen 19,5 Verpflegungstage. Aus Gesundheitsrücksichten wurden außerdem noch 3 Frauen für unbestimmte Zeit aufgenommen. Gespeist wurden während desselben Jahres im ganzen 14967 Personen, also pro Tag 41. Die volle Beköstigung aller Bewohner des Siechenhauses belief sich auf 2245 Rbl. 52 Kop., was pro Person und Tag gegen 16,6 Kop. ausmacht. Der gesamte Unterhalt des Hauses kam 1905 auf 4244 Rbl. 91 Kop. zu stehen. Außerhalb des Siechenhauses wurden unterstützt: durch 1) monatliche Gaben: 5 Witwen mit Kindern (4 luth., 1 orth.); 2 Familien, deren Ernährer erwerbsunfähig sind (1 luth., 1 orth.); 11 alleinstehende Frauen (6 luth., 5 orth.); 1 alleinstehender Mann (luth.) und 2 Knaben (1 luth. und 1 orth.)—und 2) einmalige und mehrmalige Geldhilfe: 6 Witwen mit Kindern (4 luth., 2 orth.); 7 Familien, deren Ernährer erwerbsunfähig sind (4 luth., 2 orth., 1 kath.); 15 alleinstehende Frauen (4 luth., 9 orth., 2 orth., kath.) und 7 alleinstehende Männer (5 luth., 2 orth.). Diese Angaben sind dem Bericht des Frauenvereins für 1905 entnommen.—Die Ausgaben, welche der Unterhalt des Siechenhauses bedingt, werden durch Wohltätigkeitsveranstaltungen, Handarbeiten der Mitglieder des Frauenvereins, durch Beiträge derselben, Kirchenkollekten und freiwillige Spenden hochherziger Gönner gedeckt. Ein besonderes Interesse für die Armenpflege hat der jeweilige Vorstand des Vereins. Präsidentinnen desselben waren bisher Frau Pastor Hansen, zur Zeit in Petersburg, und die Witwe des verstorbenen Korpskommandeurs Generals der Infanterie Seesemann.—Sekretärinnen Frau E. Seesemann, geb. v. Radde, Fr. Franzius und deren Nachfolgerin Fr. H. von Struve)—bekundet, in dem er stets mit unermüdlichem Eifer für das Zustandekommen des alljährlich stattfindenden „Bazars“ und der „Theatervorstellung“ zu sorgen gewußt, und auch in Hinsicht der Fürsorge für die im Siechenhause lebenden Frauen viel Teilnahme gezeigt hat.—In Tiflis gibt es auch einen „Deutschen Verein“, der eine Unterstützungskasse besitzt, aus welcher bedürftigen Mitgliedern Subsidien gewährt werden.—Etwa 3 Werst von Tiflis entfernt liegt die Kolonie **Alexandersdorf** (zirka 480 Meter über dem Spiegel des Schwarzen Meeres), gleichfalls auf dem linken Ufer der Kura. Hier wurden 1818 die Familien angesiedelt, welche bei ihrer Ankunft in Transkaukasien dringend ärztlicher Pflege bedurften. „Da sie eine arme, erkrankte Gemeinde bilden“, so habe der damalige Zivilgouverneur von Tiflis v. Stahl gesagt „so soll ihnen an dieser Stelle gutes Land, ein vortrefflicher Heuschlag u. s. w. gegeben werden, wo sie viel Geld aus Heu lösen können und auf diese Weise bald in einen gedeihlichen Zustand kommen werden.“ Nach Ansicht der Kolonisten sollen die Vorteile der Lage der neuen Ansiedlung damals überschätzt worden sein. Hoffmann, welcher diese Meinung wiedergibt, fügt allerdings hinzu, daß die Alexandersdorfer, wie es ihm scheint, nicht verstanden haben, die Lage ihrer Ansiedlung in unmittelbarer Nähe einer Großstadt genügend auszunutzen. Die erste Zeit war fürwahr nicht leicht. Die Kolonie bestand aus 26 Fa-

milien, deren Mitglieder fast alle krank und somit unfähig waren auf Erwerb auszugehen. Schrenk erzählt über diese traurigste Periode in der Entwicklung der Kolonie folgendes: „Mildtätige Menschen in der Stadt, namentlich einige deutsche Beamte und etliche armenische Kaufleute haben sie vielfach unterstützt. Letztere haben z. B. eines Tages unter je drei Familien einen Dukaten austheilen lassen und sich überhaupt gegen die deutschen Fremdlinge sehr freundlich benommen. Die Regierung aber tat zur Erleichterung der Notleidenden, was sie konnte. Sie ließ nicht nur durch die Georgier Land ackern und für jede Familie ein halbes Tschetwert (ein Tschetwert gleich zirka 1 Scheffel oder 8 Simri württembergisch) Gerste aussäen, sondern auch von der Ansiedlung an bis zur ersten Ernte für jede Person 7 Kopeken Banko (gleich 2 Kopeken in Silber) auszahlen. Jeder Familienvater erhielt außerdem noch zur wirtschaftlichen Einrichtung, zum Ankauf von Wagen, Pferden und dergleichen 500 Rubel Banko. Nach der Verteilung der Hausplätze gingen diejenigen Familienväter, die noch einigermaßen gesund waren, daran, sich Erdhütten für den herannahenden Winter herzurichten. Diejenigen aber, welche krank danielagen und sich diesen Schutz gegen Wind und Regen, Kälte und Schnee nicht verschaffen konnten, mußten in Filzhütten und unter den Decken ihrer Wagen die Frühlingszeit abwarten. Der Lebensunterhalt wurde außerdem dadurch erschwert, daß die Unterstützungsgelder der Regierung auch zum Ankauf von Futter für die Pferde herhalten mußten.“—Die Kolonie litt bis vor kurzen unter dem Mangel einer praktischen Bewässerungsanlage und günstige Jahre waren selten. Durch Aufstellen eines neuen, stärkeren Motors, sowie verschiedene Aenderungen im Berieselungssystem, ist diesem Mißstande voraussichtlich für immer die nötige Abhilfe geschafft worden. Was die Kolonie hauptsächlich erhält, das ist der Handel mit Milch in der Stadt. Auf diesen Erwerbszweig sah sie sich von Anfang an angewiesen. Es würde aber dieser Handel nicht ausreichen zum Unterhalte der Kolonie, da das zu derselben gehörige Weideland wenig wert ist und jener daher immer ein beschränkter bleiben muß. Eine weitere Einnahmequelle aber bilden die Fuhrn, die von der Kolonie gestellt werden zur Anfuhr von Steinen, Sand und Erde für Neubauten in der Stadt sowie von Brennholz und zum Transport von Stückgütern aus der Stadt zur Bahn und von dieser zur Stadt. In kirchlicher Hinsicht wird die Kolonie von Tiflis aus bedient. Was die Schule anbetrifft, so ist zu bemerken, daß der Lehrerbstand leider einem allzuhäufigen Wechsel unterworfen war. „Alexandersdorf“ ist die Kolonie zu Ehren Kaiser Alexanders I benannt worden.

(Fortsetzung folgt.)

A. F.

Die Deutschen in Rußland

bilden den Gegenstand einer P. K. B. gezeichneten Mitteilung der „Kreuz-Zeitung“ aus St. Petersburg — anlässlich des seinerzeit erfolgten groben Ausfalls des russischen Blattes „Slowo“ gegen dieselben, der in deutschen Kreisen um so mehr Befürchtungen erwecken mußte, als er gerade in dieser Zeitung, dem amtlichen Organ des „Verbandes vom 17. Oktober“, erschienen war, zu welchem ja auch die Herren: Graf Heyden, M. Stachowitsch, Gutschkow und Lwow — gehörten, ehe sie die „Partei der friedlichen Erneuerung Rußlands“ begründeten und

von denen zu erwarten stand, daß sie demnächst beauftragt werden würden, ein neues Ministerkabinett zu bilden. Indem die Mitteilung den Artikel der „Slowo“ somit zunächst als eine Art Teilprogramm der Partei Heyden — Stachowitsch eingeschätzt wissen will und aufs tiefste bedauert, daß diese eigentliche „Partei der Bildung und des Besitzes“ eine Sprache führt, die bisher nur „in den düsteren Kellerräumen der Blätter vom Schlage der „Nowoje Wremja“, des „Swet“ und der „Moskowskija Wedomosti“ üblich gewesen, enthält sie folgendes:

„Die Vorwürfe, welche die „Slowo“ den Deutschen Rußlands entgegenschleudert, sind ebenso alt, wie unstichhaltig. Sie gehören zu jenen Vorwürfen, die überall dort erklingen, wo das Gleichnis von den sauren Trauben zur Anwendung gebracht werden kann. Erst vor wenigen Monaten hatte der inzwischen häßlich verwelkte amtliche Ableger des amtlich russischen „Regierungsboten“, die „Russkoje Gossudarstwo“, sich in ähnlichen Anschuldigungen versucht, indem es dem Deutschen Reich brüstet und zurief, dieses Reich sei doch nur deshalb entstanden und friste doch nur deshalb sein Dasein, weil Rußland es ruhig zulasse. Und nun kommt die „Slowo“ und erklärt heute nicht minder brüstet wörtlich, daß „Rußland von den deutschen Einwanderern nichts, aber auch gar nichts für seine in Europa schlechterdings unerhörte Gastfreundschaft erhalten habe“, daß „die westlichen Kulturträger nicht einmal jenen geringen Teil eines Nutzens den Russen gebracht hätten, den die russische Regierung von Rechts wegen hätte erwarten dürfen.“ Und zur Bekräftigung dieser geradezu ungeheuerlichen Behauptung führt die „Slowo“ Daten und Ziffern an, die man bisher nur in den Flugblättern der berüchtigten „Schwarzen Hundert“ anzutreffen gewohnt war: die Deutschen hätten von jeher danach getrachtet, die rechtgläubigen Russen zu dem Protestantismus zu bekehren; die deutschen Gutsbesitzer und Bauern in Rußland hätten nichts getan, um die russischen Gutsbesitzer und Bauern mit ihrer zielbewußten Landwirtschaft bekannt zu machen; deutsche Ackerbauer in Rußland besitzen riesige Ländereien, die man jetzt so gut dem landhungrigen russischen Bauern überweisen könnte; der deutsch-russische Bauer sorge dafür, daß in seinen Dorfschulen das Bild des deutschen Kaisers die Wände schmücke u. dgl. m.

Wir müßten eine Geschichte des Deutschtums in Rußland schreiben, wollten wir diese ebenso häßlichen, wie kindischen Beschuldigungen auch nur in wenigen Sätzen zu entkräften versuchen. Aber ganz ohne Widerspruch können wir diese Herausforderung der Herren Minister von morgen denn doch nicht vorübergehen lassen. Wir müssen die Herren vom „Verbande des 17. Oktober“ vor allem auf die geschichtliche Tatsache aufmerksam machen, daß es just Träger und Trägerinnen der russischen Krone gewesen sind, die vor Jahrzehnten und Jahrhunderten den deutschen Bauer aus Schlesien und Westfalen den jetzt in Rußland so verpönten Drang nach dem Osten verspüren ließen. Wir müssen ferner ihnen vor Augen führen, daß das russisch-polnische Weichselgebiet jetzt eines der blühendsten Fabrikländer des russischen Reiches, wahrscheinlich noch heutigen Tages anstatt der Fabrikessen jämmerliche strohbedeckte Bauernhütten aufwiese, wenn nicht vor Jahrzehnten die gutdeutschen Gilles, Scheiblers, Heinzels, Herbsts und wie die Magnaten von der Spindel sonst noch heißen mögen, die jetzt um Vody Millionenwerte schaffen, über die Weichsel gegangen wären. Wir bitten die strengen Splitterrichter der „Slowo“ zu bedenken, daß in den Ostseeprovinzen nicht etwa

die Deutschen zu den Herren Russen seinerzeit gekommen waren, sondern umgekehrt; daß in Rußland und an der Wolga Hunderttausende von Dessjätinen an Acker- und Weideland höchstwahrscheinlich noch heutigen Tags brach lägen, wenn nicht der deutsche Herrnhuter dieses Land seit undenklichen Jahrzehnten mit seinem ehrlichen Bauernschweiß gedüngt haben würde. Und wenn die Herren von Heyden und Stachowitsch den Deutschen Rußlands gar noch den Vorwurf zuschleudern, die russische Regierung hätte von ihnen bisher keinen Dank geerntet, so würden wir diesen freiwilligen Staatsanwälten recht dringend anraten, die Listen der russischen Armee, der russischen Universitäten, der russischen Ministerien—auch nur für das jüngste Jahrhundert—durchzugehen, damit ihnen klar werde, daß jener „geringe Teil eines Dankes“ an die russische Regierung“, den die zukünftigen Herren Minister seitens der Deutsch-Russen so schmerzlich vermiffen, nichts weniger als gering ist.

Wir haben hier, um uns buchhalterisch auszudrücken, nur die eine Buchseite des russischen Deutschtums angeführt. Wollten wir aber auch noch die Passivseite dieser deutsch-russischen Bilanz hier ziehen, so kämen wir zu einem Saldo, vor dem den Herren von der „Slowo“ Hören und Sehen vergehen würde. Man frage dieserhalb nur bei der altherwürdigen Alma mater von Dorpat, an einem Werke welches die Lebensgeschichte aller einstigen Studenten der Dorpater Universität für die Zeit von 1802 — 1892, insgesamt 14000 — enthält, oder bei den zahllosen protestantischen Pastoren, die wegen „Religionsverbrechen“ ins nordische Exil wandern mußten, bei den zu Grunde gerichteten, einst so blühenden Schulen von Livland und Kurland.

Wahrlich, die „regierungsfähige“ Partei täte gut, derartige Bilanzbetrachtungen nicht in leichtsinniger und unschöner Weise heraufzubeschwören.“

Landwirtschaft und Gartenbau.

Zur Beachtung!

Auf Verfügung des Ackerbauministeriums werden von dem Tifliser botanischen Garten Sektlinge von edlen Obstbäumen sowie Gemüsesamen unentgeltlich verteilt, und zwar nur an Gemeinden und Dorfschulen. Um solches zu erhalten haben die Gemeinden und Schulverwaltungen sich mit ihren Gesuchen an die Direktion des botanischen Gartens zu wenden mit der Angabe ob sie früh- oder spätreifendes Obst oder Gemüse haben wollen. Die Sorten, die jedem Ort am besten entsprechen, werden dann von der Direktion selbst bestimmt.

Sollte es irgend einer Gemeinde oder Schule bequemer sein sich an die Redaktion der „Kaukasischen Post“ zu wenden, so übernimmt dieselbe bereitwilligst die Vermittelung.

Da die Verwaltung des bot. Gartens nur sorgfältig erprobte Sorten verteilen wird, so kann man mit Sicherheit annehmen, daß sie gut gedeihen werden; daher

sollten alle Dorfgemeinden die Gelegenheit wahrzunehmen, umso mehr, da sie dabei keinerlei Kosten tragen.

Ein interessanter Versuch.

Japan ist das Land, welches in mancher Beziehung Stauden hervorruft, und je näher man die dortigen Verhältnisse kennen lernt, um so größere Anerkennung muß man dem japanischen Volke zollen, welches im Laufe von kaum einigen Jahrzehnten eine bis auf den Grund gehende Umgestaltung des politischen und wirtschaftlichen Lebens durchgeführt hat. Jedoch in einer Beziehung ist es noch wie bisher beim Alten geblieben und zwar in der Art der Bebauung des Landes. Landwirtschaftliche Maschinen und Geräte haben dort fast gar keine Anwendung, der Acker wird nach wie vor mit den Händen bearbeitet, aber gut gedüngt und zwar mit Fischdünger. Vor Kurzem brachten wir eine Schilderung der dortigen Agrarverhältnisse, in der u. a. auch erwähnt war, daß der Japaner durchschnittlich für 4—5 Rubel Dünger auf eine Dessj. verwendet. Doch scheint dieser Umstand nicht allein die Ursache der überaus reichen Ernten dort zu sein, sondern auch der Tatsache, daß jedes einzelne Korn mit der Hand in den Boden eingesetzt wird, muß wohl eine bedeutende Rolle beigemessen werden. Wie dem auch sei, es kam schließlich auf den Versuch an, um sich davon überzeugen zu können. Ein solcher Versuch ist auch gemacht worden und hat ein Ergebnis gezeitigt, welches aus Fabelhafte grenzt. Ein Herr Morochowitsch im Städtchen Murafa, Gouv. Pskowien, hatte beschlossen, das Beispiel der Japaner nachzuahmen und im September vorigen Jahres setzte er Roggenkörner in ein Stück Land (er säte nicht), welches er vordem auf japanische Art mit den Händen bearbeitet hatte, in einer Entfernung von 4 Werschot eins vom andern. Jetzt berichtet er über das Ergebnis folgendes. Jedes Korn hat einen Strauch von 10—35 Halmen ergeben, deren Ähren je 30—40 Körner enthalten, d. h. die Durchschnittsernte beträgt das 600-fache der Aussaat. Um die Bauern, besonders den landarmen diese Tatsache vor Augen zu führen, und von der Trefflichkeit dieser Art Landbebauung zu überzeugen, hat Herr Morowitsch 6 solcher Sträucher zusammen mit der Erde, in der sie gewachsen sind, in 6 Woslosten ausgestellt und die Schreiber und Gemeindevorsteher ersucht, den Bauern zu erklären, wie ein solches Wunder entstanden ist. Der Vorzug dieses Verfahrens besteht u. a. auch darin, daß der untere Teil des Halmes nicht anfaulen kann, wie es sonst, wo die Halme eng bei einander stehen, geschieht.

Es wäre doch wünschenswert, wenn von unseren Kolonisten jemand mit obigem Verfahren einen Versuch im Kleinen anstellen wollte. Ob das Ergebnis tatsächlich ein solch' glänzendes sein würde? Es lohnt sich jedenfalls, die kleine Mühe darauf anzuwenden. (Dess. Zeit.)

V. Die Weißfäule oder der White-Rot. (*)

(mit Abbildung auf Tafel V.)

von N. v. S p e s c h n e w, Tiflis.

Diese hauptsächlich an den Beeren auftretende Krankheit des Weinstockes (auf den Blättern und anderen Teilen der Rebe kommt sie seltener vor) ist seit dem Jahre 1878 in Europa bekannt, und wurde von mir im Jahre 1896 in Kachetien in

*) wird—Wairrot—ausgesprochen.

starker Verbreitung gefunden. Von der Zeit an ist der White-Rot in mehreren Gegenden des Kaukasus konstatirt worden, wo er jährlich vorkommt.

Bei gewöhnlichen Sommerverhältnissen ist diese Krankheit nicht sehr gefährlich, obwohl durch sie ein ziemlicher Teil der Ernte zu Grunde gehen kann, aber unter besonderen Verhältnissen, wie z. B. in sehr regnerischen und feuchten Sommern oder nach vorgekommenem Hagel, kann die Krankheit so stark auftreten, daß die ganze Weinlese verloren geht, da die verlegten Beeren sehr wenig oder gar keinen Zucker enthalten und dieser Ursache wegen der Wein sehr schlecht gährt und einen bitterlichen Geschmack bekommt.

Erkennung. Gegen die Reifezeit sind an deren Achsen der Trauben und besonders an den Beerenstielen Flecken zu bemerken, die braun werden, etwas zusammenschrumpfen und sich teilweise mit kleinen Wärtchen bedecken. Von den Beerenstielen aus verbreitet sich die Krankheit auf die Beeren selbst. Diese werden zuerst mißfarbig, dann saftigfaul, und bekommen eine weißlich- aschgraue, später bräunliche Farbe. Dann falten sie sich, wobei sie oft rosinenartig aussehen, und es brechen auf ihrer Oberfläche kleine farblose oder gelblich-lachsfarbige, später aschgrau bis braun werdende Wärtchen oder Pusteln hervor. Die vertrockneten Beerenstiele und Traubenspindeln können schließlich abbrechen und die erkrankten Beeren fallen in Menge ab. Die Blätter röten sich und fallen gleichfalls ab. Die erkrankten Beeren sollen nach Angabe einiger Autoren immer weichlich verbleiben und nicht spröde werden, aber bei starkem Auftreten der Weißfäule habe ich sehr oft ganze Trauben auffinden können, deren Beeren wie mit einer schmutzigweißlichen Haut überzogen erschienen, dabei hart und spröde waren, und in diesem Zustande eine völlige **Mumifizierung** vorstellten.

Entstehung. Die Weißfäule oder der White-Rot wird durch einen mikroskopisch kleinen Pilz verursacht, der anfangs, wie schon gesagt, hauptsächlich die Beerenstiele angreift, um von dort aus auf die Beeren überzugehen, auf deren Oberfläche er seine Vermehrungsorgane bildet, die in Form von Wärtchen sichtbar sind und seine **Pycnidien** vorstellen. Im Innern des Fruchtfleisches der Beeren wuchert ein **Mycelium**. Dieser Pilz trägt den Namen **Coniothyrium Diplodiella** Saccardo. Die Pycnidien, aus feinem Zellgewebe gebildet, das oft ganz dunkelbraun ist, sind gewölbte Gehäuse mit einem innerem Hohlraum. Am Grunde desselben bilden sich büschelartig dicht zusammengestellte feine und verhältnismäßig kurze Stielchen, die an ihren Enden napfförmige Sporen abschnüren. Die Sporen sind anfangs farblos, später olivensfarbig und endlich sehr oft braun; dieselben keimen in Wasser oder feuchter Luft leicht nach ein paar Stunden bei einer Temperatur von 18 — 20° Celsius (= 15 — 17° Reaumur) indem sie feine Myceliumsfäden bilden, die sofort in die Gewebe der Pflanze (Blatt, Beeren u. s. w.) eindringen und auf diese Art die Krankheit verbreiten. Zwei französische Forscher Hr. **Viala** und **Stodaj** wollen bei Trauben, die in feuchtem Sande gehalten wurden, auch eine Schlauchfruchtform gefunden haben, die sie **Charvinia Diplodiella** benannten, aber in der Natur ist mir diese Fruchtform nicht begegnet, und als einzige Verbreitungsform des Pilzes resp. der Krankheit muß die beschriebene Pycnidienform angesehen werden.

Bekämpfung. In allen vorhandenen Beschreibungen der

White-Rotkrankheit, wie französischen, so auch russischen und deutschen, wird überall gegen den Pilz dieser Krankheit die Bordeauxbrühe empfohlen, die in ihrer Herstellung und Anwendung der bei der Milbdiakrankheit gebrauchten gleich ist. Nach meiner fünfzehnjährigen Praxis im Kaukasus und nach mehrfachen Beobachtungen im Auslande — habe ich feststellen können, daß die Anwendung von Bordeauxmischung, — zum Bekämpfen der white-rotkranken Trauben fast völlig resultatlos ist. Ebenso wenig bestätigt sich die allgemein verbreitete Ansicht, daß anhaltend trockenes und warmes Wetter die Krankheit hemmt, wie es gewöhnlich unter solchen Verhältnissen mit den anderen Krankheiten der Rebe wirklich der Fall ist. Sind die Trauben einmal erkrankt, so verbreitet sich auch bei trockenem Wetter die Krankheit, obwohl nicht zu leugnen ist, daß feuchtes, regnerisches und dabei noch warmes Wetter die Verbreitung derselben begünstigt.

In den letzten Jahren hat der Direktor des k. k. ungarischen ampelographischen Instituts (Institut für Rebenkunde) zu Buda-Pest, Hr. Professor Dr. **Isvani** sich mit dem Studium der Weißfäule und deren Ursache, dem Pilze. — **Coniothyrium Diplodiella**. — San-Genz besonders beschäftigt und glaubt auch andere viel wirksamere Mittel gegen den Pilz gefunden zu haben. Seine Vorschriften aber müssen durch weitere Probeanwendung noch kontrolliert werden, um dann zum allgemeinen Gebrauche vorgeschlagen zu werden.

Zur Zeit halte ich nach meinen Versuchen die Anwendung eines Zusatzes von 3 — 5 Prozent **Eisenvitriol** zu der 1% Bordeauxmischung, für das beste Mittel bei der Bekämpfung der Weißfäule.

N. v. Spehnew.

Erklärung der Tafel V.

Fig. b (unten) Eine white-rotkranken Traube. An den oberen Beeren, rechts, sieht man die weißen Pusteln; unten finden sich einige braune, weiche Beeren und an der Spitze der Traube einige schon eingetrocknete (mumifizierte) Beeren.

Fig. a. Das Blatt oben gehört einer später zu erwähnenden Fleckenkrankheit (der Nebenblätter an.)

Der Schmetterling.

Stizze von **N. Delanoffschwill**.

Aus dem Georgischen übersetzt von **Artur Leist**.

Schnell verlor ich meine Geliebte, die mir in dieser Welt über alles teuer war. Tränen vergoß ich nicht, da ich keine hatte. Der Arzt führte mich aus ihrem Zimmer hinaus und sagte, es gäbe keine Hoffnung mehr. Sonderbar! Nach seinen Worten war sofort auch alle meine Hoffnung geschwunden. Mir war dabei, als wäre mir etwas im Herzen gesprungen. Ich vermochte nicht, in ihr Zimmer zurückzugehen. Ein Gefühl emächtigte sich meines ganzen Wesens. Was das für ein ein Gedanke, ein unerklärliches Gefühl war, weiß ich nicht und könnte es nicht nennen. Mir war nur klar, daß ich etwas teures für immer verloren hatte, daß ich es niemals mehr zurück erhalten sollte. Ich war mir bewusst, daß in dieser Welt niemand mehr für mich da war, und es drängte mich, irgend wohin zu laufen, weit zu laufen, mich zu verbergen, zu vergessen. Vor mir selbst, vor meinen Gedanken wollte ich fliehen. Eine innere unerklärliche Kraft hielt meinen Atem an und würgte mich. Ich wollte mich ermannen, konnte es aber nicht und fühlte, wie ich hilflos und schwach war. Endlich strengte ich mich an und trat in ihr Zimmer. Sie

lag bewegungslos da, ohne einen Laut von sich zu geben. Die magern, schlaffen Hände lagen auf der Decke; ihre ohnedies langen, schönen Finger waren noch länger geworden. Kraftlos, langsam wandte sie die Augen und blickte mich an. Gott! In ihren trüben, umschleierten, sterbenden Augen war fast ein Vorwurf zu lesen, weil ich nicht mit ihr starb. O, wenn ich auch stürbe! Ja in ihrem ruhigen, traurigen Gesicht las ich einen Vorwurf und Haß gegen mich! Wer weiß, vielleicht auch Ekel! Sie hatte recht; ich erinnere mich meiner Worte: Zusammen leben und zusammen sterben! Mein Gott, wie oft hatte ich diese Worte wiederholt, wie oft hatte ich ihr diese Worte zugeflüstert! Damals hatte ich geglaubt, daß ich die Wahrheit redete, denn ich konnte nicht leben ohne sie. Und sie hatte es geglaubt! Und jetzt! Jetzt fehlte mir die Kraft, ihr in die Augen zu schauen, ich wandte mich weg. Sie fühlte das. Ohne mit mir gesprochen zu haben, fühlte sie, daß ich ihren Gedanken, den Ausdruck ihrer erloschenen Augen, ihren Vorwurf erraten hatte. Ich erbehte am ganzen Körper und ging ins Nebenzimmer, denn bei ihr zu bleiben vermochte ich nicht mehr.

Eine ganze Stunde stand ich wie betäubt da, ohne etwas zu fühlen. Im Zimmer war kein Licht, nur der Mond erhellte es. Ich trat ans Fenster und lehnte die Stirn an die kühle Scheibe. Davon wurde mir wohl. Ich erinnere mich nicht, woran ich damals dachte, und weiß natürlich auch nicht, woran sie dachte, wenn sie überhaupt noch denken konnte. Ihre Gedanken nahm sie mit sich fort ins Grab.

Sie starb, als der Tag anbrach, und zwar gerade in dem Augenblick, als der erste Sonnenstrahl ins Zimmer fiel.

Der Tag war schön. Ich hielt es zu Hause nicht aus, nahm meinen Hut und ging aus. Niedergeschlagen und zerstreut schlenderte ich ziellos umher, bis ich schließlich aus der Stadt hinaus aufs freie Feld kam. Die Sommer Sonne brannte fürchterlich, aber ich fühlte nichts. In Gedanken versunken schlenderte ich mit hängendem Kopfe ziellos weiter. Bald bekam ich Kopfweh, meine Gurgel war wie vertrocknet. Ich blieb einen Augenblick stehen und schaute mich um. Rings umher erstreckte sich grünes Feld, und bis in die Ferne war alles still und ruhig und die Luft durchsichtig und regungslos. Ich vergaß die ganze Welt, ihr verschiedenartiges Leben, Freude und Leid, Glück und Mißgeschick. Auf dieser unübersehbaren Welt fühlte ich mich allein, vereinsamt, verwaist.

Plötzlich vernahm ich in der Stille einen Laut wie ein Krächzen, oder wer weiß — vielleicht schien es mir nur so. Eine Minute lang kam es mir wirklich vor, als sei die Welt verödet und außer mir und der Toten niemand weiter da. Ich erschrak vor diesem Gedanken, vor dieser Einsamkeit. Ich fürchtete, wahnsinnig zu werden, und faßte mich an den Kopf. Ich wollte schreien, aber die Stimme versagte mir, ich konnte nicht die Zunge bewegen und war atemlos. Meine Seelenqual legte sich mit neuer Kraft, mit verdoppelter Schwere auf mein Herz! O Worte, Worte, wo seid ihr? Wo seid ihr Tränen, damit ich weinen könnte?

Um diese Zeit flatterte ein weißer Schmetterling um mich her. Nein, er war nicht weiß, sondern eher grünlich. Er flatterte leicht und sorglos über die Blumen hin, von einer zur andern. Auf dieser ganzen unübersehbaren Welt waren nur der Schmetterling und ich die einzigen lebenden Wesen. Ich — nie-

dergeschlagen von Leid, und er — froh und sorglos. Sofort wandte ich ihm alle meine Aufmerksamkeit zu, aber er schien mich nicht zu bemerken. Sein sorgloses Glück ärgerte mich. Dieser Wurm, dieses Insekt, dieses dumme Geschöpf war tausendmal glücklicher als ich. Der Schmetterling ließ sich auf eine der nächsten Blumen nieder und legte die Flügel so zusammen daß es schien, als hätte er nur einen Flügel auf dem Rücken. Ich schlich leise in seine Nähe. Er faltete eben die Flügel auseinander, um fortzuzugreifen, aber in demselben Augenblick schlug ich ihn mit meiner Gerte, und er fiel tot nieder an derselben Stelle, wo er einen Augenblick vorher noch so froh umher geflogen war. Ein Leben war erloschen.

Ich hob den toten Schmetterling auf, legte ihn auf die Hand und schaute ihn an, als ob ich etwas erwartete. Er war jenem lebendigen Schmetterling nicht mehr ähnlich; der Tod hatte ihm sein Mal aufgedrückt. Da empfand ich ein schreckliches Leidgefühl. Mir ekelte vor mir. Lange schaute ich ihn an, meine Gedanken wurden wirr, das Herz schmerzte mir, meine Nerven hielten es nicht mehr aus, und ich fing an hysterisch zu schluchzen. Ich weinte lange. Mir wurde etwas leichter ums Herz. . . dann pflückte ich die Blume ab, auf der der Schmetterling zum letzten Male gefressen hatte, wickelte beide in Papier ein und ging langsam nach Hause.

Es war schon lange Nachmittag. Sie lag schon im Sarge und war ganz mit Blumen bedeckt. Ich trat hin und legte zu ihren Blumen noch meine Blume und den toten Schmetterling. Warum, wozu? ich weiß es selbst nicht.

Auflage Gde.

Der Rörgler. Wirt (zum Kellner, der eben das Mittagessen für einen Gast holt): „Schmeißen Sie dem Registrator einige tote Fliegen in die Suppe, damit er was zu räsonieren hat, sonst schmeckt ihm ja nicht!“

Die Quelle. „Woher hat sich denn Ihr Mann seine neueste Krankheit geholt?“ — „Ach, die hat er nur aus dem medizinischen Buch, das er sich neulich gekauft!“

Beim Dorfbad. „Wie der Lehrling soll mir das Haar schneiden und Sie scheren derweil den Pudel?“ — „Ja, wissen S', gnä' Herr, das muß nämlich sehr ar'rat gemacht wer'n!“

Schlußfolgerung. Junger Arzt: „Sie meinen also, daß der im Wartezimmer mich konsultieren will — oder ist's vielleicht nur ein Gläubiger?“ — Diener: „Ich habe ihn stöhnen hören! Wenn er nicht krank ist muß er sehr viel zu kriegen haben!“

Auf Kommando. Köchin (beim Kuchenansetzen): „Gnädige Frau, wie lange soll ich noch bei dem Teige stillstehen?“ — Offiziersfrau: „Bis ich kommandiere „rühren!““

Entsächlich. Schwiegermutter: „Warum weinst Du denn' Emilie?“ — Junge Frau: „Ach, es ist entschlich, mein Mann ist diese Nacht wieder erst um 4 Uhr nach Hause gekommen!“ — Schwiegermutter: „Allmächtiger, und das nennt sich nun ordentlicher Professor!“

Verantwortlicher Redakteur
und Herausgeber: Kurt von Kutzschenbach.

Kirchliche Nachrichten: Tiflis.

Getauft: 1) Roman Friedrich Heinrich Redlich, 2) Ernst Hermann Hägele

Briefkasten der Redaktion.

Herrn H. in Annensfeld. Ihren Bericht bringen wir in der nächsten Nummer: Besten Dank.

H. HILBERT u. FREY

Elisabethstrasse № 111,

10—10

EISENGIESSEREI

fertigt billige und saubere GUSSARBEITEN aller Art.

D. S. Saradschew

Tiflis.

*Kaukasischer***COGNAC**

naturein, übertrifft viele Sorten französischer Herkunft.

10—1

Billiger Gelegenheitskauf.

Junge Hühner bester Racen [Spanier, Wyandotte, Langshan, Kolumbian, Plymouth—Rocks] werden wegen Platzmangels verkauft. Andrejewskaja 18, Haus Kamojeff, im Hofe.

Die erste Russische Assecuranz-Compagnie,

gegründet im Jahre 1827.

übernimmt **VERSICHERUNGEN**

1. die basiert sind auf dem menschlichen Leben:

- a) gegen Unfall,
- b) auf den Todes- oder Erbensfall, sowie verschiedener Kombinationen derselben,
- c) von Renten und dergl.

2. Immobilien und Mobilien gegen **Feuersgefahr.**

Generalagenturen der Compagnie befinden sich:

in Tiflis, Sfergijewskaja 1.

in Batu, Merkurewskaja, S. Tagijew;

Agenturen: in der Kolonie Helenendorf, (Gubern. Elisabethpol),

Agent Herr F. Frid,

in Erivan, Agent Herr P. Piffarewski, Kasarowskaja, Haus Anzafanow.

in Wladikawkas, Frau C. Alfenowa im Hause d. Asowbank,

in Rjatigorsk, Herr Emanuel Hodschajew,

in Armawir, Herr L. Artemow,

in Zetaterinodar, Herr G. Tschistjakow.

10—2

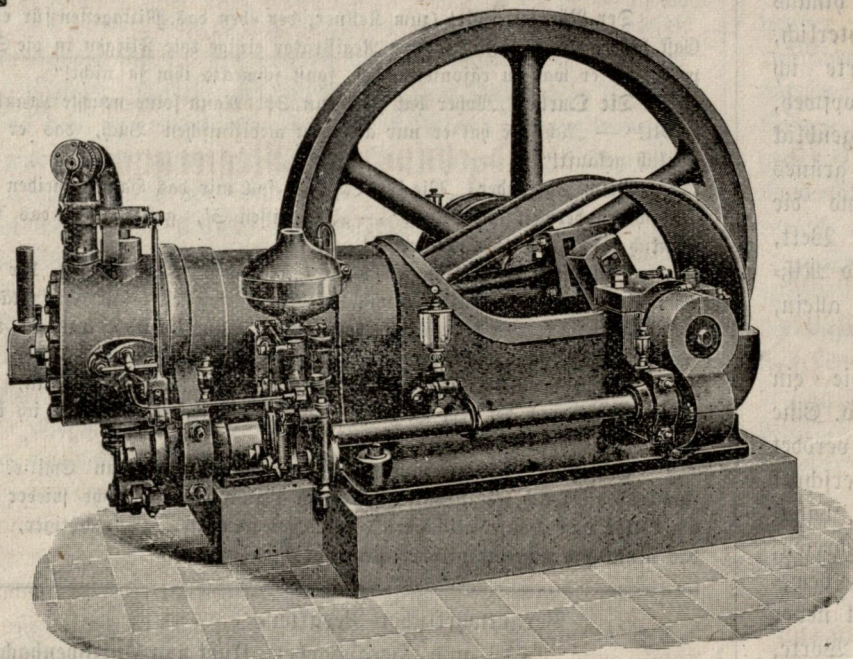
ГОРОДСКОЙ АУКЦИОННЫЙ ЗАЛЪ.

26-го, 27-го, 28-го и 29-го августа

на Сергиевской улицѣ въ домѣ Корганова № 14 будетъ продаваться

СЪ ВОЛЬНАГО АУКЦИОНА

руководльный товарь МАГАЗИНА ЯКОБИ (гарусь, шерсть, канва, шелкъ, готовые издѣля, и т. п.). Раецька товара произведена на 50% ниже фабричной цѣны. Аукционъ продолжается съ 10 до 2 ч. дня.

**Rohnaphta-Motor**

System Otto-Haselwander der

Gasmotorenfabrik - DEUTZ**Besondere Vorteile:**

- Grosse Einfachheit
- Kein Anheizen des Cylinderkopfes
- Einfaches Ingangsetzen
- Billiger Betrieb. Verbrauch von Rohnaphta ca $\frac{3}{4}$ Pfund für die Pferdekraftstunde.

Petrol, Gasolin-Motoren, Sauggasanlagen, Naphtagas-Anlagen. Petrol-Loko-

mobilen, Pumpwerke, Motorboote. Mühlen, Oelpressen etc. etc.

Preislisten und Kostenanschläge gratis.

Über 77000 Motoren mit 570000 P.S.

Gesamtleistung in Betrieb.

(10—8),

Technisches Kontor MAX GIERSE
BAKU

Merkurjewskaja, Haus Nabatoff.